

Von Rottenburg am Neckar nach Rothenburg ob. der Tauber 2001

Hechingen, Hohenzollern, F. Köhler, Tübingen, Reutlingen, Urach, Wurlminger Kapelle, Gruibingen, Ulm, Blaubeuren, Buttenhausen, Schwäbisch Gmünd.

Die grüne Tonne benutzen Sie bitte nicht...

An einem strahlenden Sonntagmorgen fahren wir über Darmstadt, Mannheim, Heilbronn, an Stuttgart vorbei, nach *Rottenburg am Neckar*, von dessen Existenz wir bis vor kurzem keine Ahnung hatten, in dessen Nähe wir uns aber via Internet einen Campingplatz ausgeguckt haben. Nachdem wir die Hauptdurchgangsstraße mit grauschwarzen Mietskasernen auf beiden Seiten passiert haben, steuern wir eine Tankstelle an. Hier findet die erste Begegnung mit einem Eingeborenen, einem freundlichen Tankwart, statt, den wir nach dem Campingplatz fragen. Mit Hilfe unserer Karte und etwas Phantasie verstehen wir seine Wegbeschreibung, und nach etlichem Suchen finden wir auch den Platz. Ein Schild am Eingang weist darauf hin, dass das Feilbieten von Waren aller Art verboten ist und dass, natürlich politisch korrekt formuliert, Zigeuner hier nix zu suchen haben. Auf der Suche nach der Rezeption rollen wir an ein paar kartenspielenden, biertrinkenden jungen Männern vorüber, die uns zurufen, wir sollten ruhig weiterfahren, der Platzwart käme uns schon entgegen. Der zeigt uns, wo wir unser Iglu hinstellen können und gibt uns dann ausführliche Instruktionen, wie der Müll zu trennen sei, denen wir nur mit Mühe folgen können. *Die grüne Tonne benutzen Sie bitte nicht, da kommt nur unser Gras rein...* Wir nicken fleißig mit dem Kopf und geben ihm zu verstehen, dass bei uns in Hessen auch Mülltonnen in den verschiedensten Farben rumstehen, worauf er versonnen lächelnd murmelt *jo mir trennet de Müll*. Als er uns noch erklären will, wo wir Zigarettenskippen entsorgen können, klappen wir die Ohren runter, den Glascontainer haben wir beim Reinfahren schon gesehen, die gelben Tonnen, für die er eine besondere Vorliebe zu haben scheint, interessieren uns nicht, da wir nicht vorhaben, Joghurtbecher auszuspülen; dass in die Papiertonne nur *sauberes* Papier, also kein vollgeretztes Papiertaschentuch soll, nehmen wir auch widerspruchslos hin, klammern demonstrativ zwei Müllbeutel an die Zeltstippe und schauen uns die Sanitäreanlagen an. So was Blitzsauberes haben wir noch nie auf einem Campingplatz erlebt. Kein Spritzer auf den Spiegeln, die Wasserhähne und Kacheln sind poliert. Wir trauen uns kaum, ein Waschbecken zu benutzen. Als ich vom Duschen zurückkomme, lese ich die Bekanntmachungen, die in einem Glaskasten aushängen. Dabei stütze ich mich mit einer Hand auf dem oberen Rand des Kastens ab, ziehe aber reflexartig die Hand zurück, da ich direkt nach dem Duschen nicht gleich wieder schwarze Hände haben will. Fehlanzeige! Auch da, wo man nicht hinsehen kann, wird geputzt. Es gibt ca. hundert feste Stellplätze, eine kleine Wiese am Waldrand ist für Besucher reserviert. Ein paar Apfelbäume sind so platziert, dass sie uns bei jedem Sonnenstand Schatten spenden werden. Jenseits des Zauns plätschert ein Bächlein. Ansonsten ist die Ruhe überwältigend.

Hechingen

Das Kleinstädtchen liegt im Schatten des Hohenzollern. Wie immer stolpern wir in die erstbeste Kirche, die am Weg steht. Es ist die Stiftskirche St. Jakobus, ein klassizistischer Bau vom Ende des 18. Jahrhunderts. An den Wänden der übliche Erbauungskitsch für die damals meist analphabetischen Schäfchen. In einem

Seitenraum rechts vom Hauptportal ein Glasfenster mit der Darstellung der Fürstin Eugenie von Leuchtenberg, mit arg gen Himmel verdrehten Augen. In dem Seitenraum links vom Eingang ein Glasfenster, das den Herrn Gemahl, den Fürsten Konstantin zusammen mit dem Hl. Jakobus darstellt. Die übliche Kumpanei von Thron und Altar. Rechts vom Fürstenfenster ein eisernes, emailliertes Waschbecken. Das Podest darunter ist ganz unheilig aufgemeißelt. An die Wände sind Bittsprüche gekritzelt: *Bitte mach das Mama und Papa nicht mehr streiten sich vertragen und Papa der Mama glaubt das sie keinen anderen hat...*

Vom Marktplatz geht die Synagogengasse ab, an deren Ende die wieder aufgebaute Synagoge steht. Da es kaum noch jüdische Einwohner in Hechingen gibt, machte man aus dem von außen eher an ein schmuckloses Schulgebäude erinnernden Haus eine *Stätte der Begegnung*... Mitte des 19. Jahrhundert hatte der jüdische Bevölkerungsanteil bei rund einem Viertel der 2500 Einwohner gelegen. Jüdische Unternehmer waren es hauptsächlich, die, nachdem Hechingen unter preußische Herrschaft geraten war, die Industrialisierung der Stadt vorantrieben. Nach 1860 ging die Zahl der jüdischen Einwohner ständig zurück. Nach 1933 konnten 53 emigrieren, 35 wurden nachweislich deportiert und von den Nazis ermordet.

In der Goldschmiedgasse liegen in den teilweise gut erhaltenen alten Häusern mittags noch die Betten im Fenster. Wer lüftet seine Betten am längsten?! In einer kleinen Bäckerei in der Synagogengasse kaufen wir bei zwei reizenden älteren Damen ein noch ofenwarmes Brot, dessen Produktionsprozess sie uns in einem lebhaften Honoratiorenschwäbisch zu erklären versuchen. Untereinander sprechen sie ein Idiom, dass uns die Ohren klingeln. Noch auf der Straße beißen wir in das warme, knusprige Brot, das köstlich duftet. Sonst ist zu Hechingen noch zu vermerken, dass es an diesem Tage in den Gassen schlichtweg stinkt, da bei Temperaturen um die 32 Grad die - im übrigen abschließbaren (!) -Biotonnen geleert werden. Im Mittelalter, als man den Inhalt von Nachttöpfen und sonstigen Müll noch aus den Fenstern auf die Gasse entsorgte, kann der Gestank nicht schlimmer gewesen sein.

Vom Fels zum Meer

Obwohl wir nicht unbedingt Fans des Hauses *Hohenzollern* sind, fahren wir hoch zu ihrer Burg, deren gezackte, an ein Raubtiergebiß erinnernde Silhouette uns schon vom zwanzig Kilometer entfernten Rottenburg aus aufgefallen war. Das Land unterhalb des Albraufs wird von dieser Stein gewordenen Demonstration der Macht einer Raubrittersippe immer noch optisch beherrscht. Vom Parkplatz aus geht es auf einem steilen Pfad, der teilweise als Treppe ausgebaut ist, hoch zur Burg. Die Klamotten kleben am Leibe, der Schweiß tropft von der Stirn. Wir hätten auch vom Parkplatz mit einem Shuttle-Bus fahren können, aber das finden wir unter unserer Würde... Die Treppenstufen sind mit Vorsicht zu genießen, da sie von Höhe und Breite her so angelegt sind, dass es, will man nicht immer den gleichen Fuß belasten, unmöglich ist, einen angenehmen Aufstiegsrhythmus zu finden. Wir schaffen es trotzdem in knapp 20 Minuten und belassen es bei einer schlichten Umrundung der neugotischen Architektur, wobei wir uns besonders an den von Generation zu Generation dekadenter werdenden Fressen der in Bronze gegossenen Herrscherfiguren ergötzen. Diese dümmliche Arroganz, mit der man auf seinen steinernen Sockeln posiert. Und sowas hat deutsche und europäische Geschichte gemacht. Wie man weiß, leider nicht die Beste.

Atemberaubend ist der Blick über das weite Land, dessen Farben unter einer äquatorialen Sonne zu einem dunstigen Blau verdampfen. Aufgelockert wird das wuchtige Ensemble graubrauner Steinquader durch die Darbietungen einer Yogalehrerin, die sich, die Burganlage als Kulisse benutzend, von ihrer Freundin fotografieren läßt, wobei sie auch bei den akrobatischsten Übungen ihren schwarzen Strohhut aufbehält. Die alte Kanone im Burghof, eine original „Nürnberger Feldschlange“, wie wir später lesen, erinnert uns daran, dass die Herren dieser Anlage auch noch anderen Geschäften, als Burgen zu bauen, nachgingen. Gleich nebenan die aus dem 13. Jahrhundert stammende, heute evangelische Kapelle, in der seit 1952 die Gebeine Friedrichs des Großen ruhen. Die hatte die damalige DDR der Bundesrepublik großzügig zum Geschenk gemacht. Nachdem die DDR von der politischen Landkarte verschwunden war, waren die Gebeine mit einem lächerlich pompösen Staatsakt wieder ins jetzt kommunistenfreie Potsdam überführt worden.

Ölschiefer

Wohin die Politik dieser Dynastie, die sich *vom Fels zum Meer* ausgebreitet hatte, zumindest mittelbar geführt hat, daran werden wir auf dem Parkplatz erinnert. Da hängt in einem Schaukasten hinter Glas ein Faltblatt, auf dem das nur wenige Kilometer entfernte Städtchen *Bisingen* einen *Geschichtslehrpfad* anbietet. Und dieser Pfad führt geradewegs zu einem KZ. Das war noch im Herbst 1944 auf einer Wiese, hundertfünfzig Meter vom Ortsrand entfernt, errichtet worden. Die Häftlinge mußten Ölschiefer brechen, da man in Berlin die hirnrissige Vorstellung hatte, daraus Benzin und damit den Krieg gewinnen zu können. In den 234 Tagen seines Bestehens starben von den 4150 Insassen mindestens 1187, die namenlos in einem Massengrab verscharrt wurden. Kurz nach Ende der Nazierrschaft mußten auf Betreiben der französischen Besatzungsmacht ortsbekannte Nazis die Leichen exhumieren und in Einzelgräbern bestatten. Der Friedhof ist heute mit einigen Reihen steinerner Doppelkreuze als Gedenkstätte gestaltet. Das eigentliche Lagergelände existiert nicht mehr. Nur die ehemalige "Entlausungsbaracke" steht noch und wird heute als Wohnhaus benutzt... Ein einzelner Grabstein mit dem Namen eines holländischen Juden ist zu finden. An den Ort des Massengrabs erinnert ein Gedenkstein, auf den wir einen kleinen Stein zu etlichen anderen legen.

F. Köhler

Der Tübinger Student war im Jahre 1790 zu Fuß quer über die Alb gewandert, und sein Reisebericht¹ hatte uns so gut gefallen, dass wir beschlossen, wenn auch 200 Jahre später, seinen Spuren, allerdings per Auto, ein wenig zu folgen. Über Mössingen, wo wir seine Spur aufnehmen, bemerkt Köhler lapidar, dass es im Sommer des Jahres 1790 dort einen "*Hexenproceß*" gegeben habe.... Heute besteht es aus einer Durchgangsstraße und einem ausgedehnten Gewerbegebiet. Das nahegelegene Dußlingen, dessen Einwohnern, nebst denen von Dettingen bei Urach man laut Köhler nachrühmte, "*dass sie die rohesten und unhöflichsten in ihrem Thale seyen*", ist nichts als ein ödes Schlafdorf, in dem von Einwohnern, unhöflichen oder höflichen nichts zu sehen ist, da wohl alle beim Daimler schaffe sind...

¹ F. Köhler, "Eine Alb=Reise im Jahre 1790, Von Tübingen nach Ulm"

Die Farbe der Geranien

Nachdem wir, in Rottenburg angekommen, auf der Suche nach der Altstadt das ausgedehnte, mit hohen Gitterzäunen und Stacheldraht gesicherte Gelände der Justizvollzugsanstalt, in der die Hälfte der Einwohner der Stadt wohl Platz hätte, zweimal umrundet haben, landen wir in einer auf einem Hügel hoch über der Stadt gelegenen Reihenhaussiedlung. Die hier zu besichtigende Synthese aus deutsch **plus** schwäbisch ist schwer zu ertragen. Wir geben Gas und finden unten im Tal irgendwann den mittelalterlichen Stadtkern, wo wir erschöpft und durstig vor einer Kneipe auf dem Marktplatz sitzen und eine halbe Stunde darauf warten, dass die beiden italienischen Kellner sich einigen, wer uns die bestellten Getränke servieren darf... Beim Betrachten der Fassaden der teils mittelalterlichen, teils klassizistischen Gebäude, die den Marktplatz einrahmen, fällt uns der Geranienschmuck auf. Jedes Gebäude hat seine eigene Farbe, und wir sind ziemlich sicher, es hat einer, wenn nicht mehrerer Sitzungen des Gemeinderats bedurft, um die Farben aufeinander abzustimmen. Kein Blühen blieb hier dem Zufall überlassen. Hinter uns sitzen zwei flotte junge Damen, die sich temperamentvoll abwechselnd auf schwäbisch und serbokroatisch unterhalten. Eine schwangere Frau trägt würdevoll ihren Bauch über den Platz. Ein paar Kinder spielen. Ein grüner Linienbus schnurrt behutsam über das ansonsten Fußgängern vorbehaltenen Steinpflaster. Ein Mann hat seinem Handy enorm Wichtiges mitzuteilen. Verhuschte Hausfrauen tragen hastig die noch fehlenden Zutaten fürs Abendessen nach Hause - Spätsommerabend in einer schwäbischen Kleinstadt.

Tübingen

Wir stellen das Auto in der Nähe des Technischen Rathauses ab und gehen durchs Universitätsviertel zurück zur Neckarbrücke, von wo wir Hölderlins Turm sehen können. Eine gewundene Treppe führt hinab zum Fluss. Wir haben das Gefühl, uns in einer alten Postkarte zu bewegen. Jedoch das Baugerüst aus dem 21. Jahrhundert, welches den Turm umgibt, bringt uns in die Gegenwart zurück. Links plätschert der Neckar, rechts sind kleine Gärten an der Rückseite der Häuserfront. Kinderspielzeug aus Plastik, ein paar Fahrräder, ein Gartentisch mit zwei leeren Weingläsern darauf...

In den Räumen des Turms befindet sich eine Ausstellung u.a. mit Briefen von und an Hölderlin, den peniblen Aufzeichnungen der Mutter über *Ausgaben vor den I. Fritz...* Da sehen wir auch die Kostenberechnung der Klinik für die Anschaffung eines Stuhls im *Narrenzimmer*, da hängen Zeitungsartikel über ihn, die Todesanzeige, der Nachruf von Uhland. An den weißen Wänden des halbrunden Turmzimmers, das er bis zu seinem Tode bewohnt hat, hängen in Plakatgröße nur vier der spätesten Gedichte: Der Frühling, Der Sommer, Der Herbst, Der Winter... Alle unterzeichnet mit *Untertänigst Scardanelli...* Wie wir einer alten Postkarte entnehmen, hat sich der Blick aus dem Fenster kaum verändert, der Garten ist unaufdringlich verwildert. Wir sitzen auf einer Steinbank am Neckar im Schatten einer mächtigen alten Weide, deren Äste weit in den Fluß hineinragen und lassen den Geist des Ortes auf uns wirken. Hölderlin, der oftmals stundenlang hinter den Fenstern unruhig auf und ab gegangen war, ist uns gleichzeitig sehr nah und sehr fern.

Auf dem Weg zum Stift kommen wir an der Burse vorbei, die unmittelbar nach Gründung der Universität Ende des 15. Jahrhunderts als Wohnhaus für die Studenten errichtet und 1805 zum ersten Tübinger Klinikum umgebaut wurde. Hier

war Hölderlin als einer der ersten Patienten eingezogen und nach über 230 Tagen als unheilbar entlassen worden. Bis zum Stift sind es nur ein paar Schritte. Es ist so viel über diese Einrichtung geschrieben worden, sie ist der Hintergrund so vieler Romane und Biografien, dass sich eine weitere Schilderung erübrigt. Es war und ist eine Zuchtanstalt für angehende Theologen, mit einem Unterschied, dass seit 1969 auch Mädchen hier studieren dürfen. Die Verwaltung nennt sich immer noch Ephorat, der Rektor heißt immer noch Ephorus. Am Hauptportal ein Hinweis an die Damen und Herren von der Stadtführung mit der Bitte, die Erläuterungen doch draußen vorm Portal und nicht im Innenhof abzugeben, da die Studierenden, deren Studierstübchen zum Innenhof gingen, die Erläuterungen inzwischen auswendig könnten...

An einem Seitenportal entdecken wir die mit weißer Kreide in Druckschrift auf das dunkle Holz geschriebenen Zeilen aus einem der spätesten Gedichte Hölderlins:

Und immer ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht.

Vieles aber ist zu behalten. Und not die Treue.

Vorwärts aber und rückwärts wollen wir

nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie

auf schwankem Kahne der See.

Mit Kreide an eine Tür geschrieben, bekommen diese Worte etwas merkwürdig Gefährliches, Aufrührerisches, obwohl uns ihr Sinn alles andere als klar ist. Hier ist aus Sprache Musik geworden, die uns den ganzen Tag auf unserem Streifzug durch das Städtchen begleitet...

Wir gehen weiter zum Marktplatz mit Rathaus und Neptunbrunnen. Die astronomische Uhr am Rathausgiebel zeigt seit 1511 immer noch den Lauf der Gestirne und die Mondphasen an, der Brunnen plätschert leise und läßt sich willig fotografieren. Eigentlich dürfte es diesen Platz gar nicht mehr geben, da er auf so vielen Fotos in alle Teile der Welt davongetragen wurde. Auf der Rückseite des Rathauses gehen wir, an Uhlands Geburtshaus vorbei, durch die Judengasse, in der seit 1477, als sie aus der Stadt vertrieben wurden, keine Juden mehr wohnen. Am Kornhaus vorbei, einem imposanten Fachwerkgebäude von 1453, wo im Untergeschoß Getreide lagerte und im Obergeschoß reisende Komödianten Theatervorstellungen gaben, gelangen wir wieder zum Rathaus und von dort zum Holzmarkt, wo in der Heckenhauerschen Buchhandlung von 1895 bis 1899 Herrmann Hesse als Buchhändlerlehrling und -gehilfe gearbeitet hatte.

Nach einem Blick in die Stiftskirche, vor dessen Seitenportal einige, von der Besatzung eines im Schrittempo vorbeifahrenden Streifenwagens argwöhnisch gemusterte Jugendliche herumlungern, stehen wir in der Münzgasse vorm Cottahaus, dem ehemaligen Sitz des berühmten Verlages. An der Fassade eine Bronzetafel: Hier *wohnte* Goethe. Am Nachbarhaus unter einem kleinen Fenster ein Holzschild: Hier *kotzte* Goethe. Angebracht von Tübinger Studenten, die sich darüber erbot hatten, dass der Dichter, als er 1797 in Tübingen bei seinem Verleger Cotta weilte, von der unteren Stadt geschrieben hatte, sie sei "*äußerst schlecht und bloß notdürftig bebaut*" und die Straßen seien "*von dem vielen Mist äußerst unsauber*"...

Durch die Lange Gasse, wo wir bei einem Antiquar ein altes Merian-Heft über die Schwäbische Alb erstehen und einer lebensgroßen, bunt bemalten Reich-Ranicki-Figur über die hölzerne Glatze streichen dürfen, gehen wir quer durch den ehemaligen Botanischen Garten in Richtung des Alten Stadtfriedhofs, wo wir

Hölderlins Grab besuchen wollen. Nachdem wir die Universitäts-Kliniken hinter uns gelassen haben, überqueren wir eine Schnellstraße und stehen vor dem kleinen Seitenportal des Friedhofs. Ein freundlicher Schwarzer fegt Laub in der schattigen Allee, wo dezente Pfeile auf die Grabstätten Prominenter hinweisen. Wir sehen die Gräber von Uhland, Kiesinger (da muss ich ein bißchen ausspucken), Carlo Schmid, schließlich am Ende bzw. am Anfang der Allee das Grab von Hölderlin, der als einer der ersten auf diesem, damals neuen, Alten Stadtfriedhof beigesetzt wurde. Ein schlichter Grabstein in Form einer eckigen Säule. Geburts- und Sterbedatum. Drumherum Efeu mit ein paar zartroten Blüten drin. Wildes Farnkraut, das sich wohl selbst ausgesät hat. Unten auf der Säule ein Vierzeiler aus einem frühen Gedicht:

*Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekante Land*

Reutlingen

Heute folgen wir wieder den Spuren Köhlers. Unsere erste Station ist *Nehren*, ein paar Kilometer von *Mössingen* entfernt. Hier hatte er *bey den lieben Eltern* übernachtet. Wir sitzen auf den Stufen der Kirche mit ihrem schönen Fachwerkturm in der Sonne und lesen uns ein bißchen aus seinem Büchlein vor. Er berichtet von Ackerbau und Viehzucht im nahen Steinlacher Tal, vom Aberglauben der Bewohner, von der *Kleidungsart der Steinlacher Mädchen, die etwas eigenes und luxuriöses hat*, er schreibt von *der sich stets vermehrenden Volksmenge, die eine immer ins kleinere gehende Vertheilung der Grundstücke nach sich zieht...*, so dass viele Acker *3theilig sind, d.i. nicht nur den Zehend sondern immer ein 3tel der erzielten Producte dem Landesherrn geben müssen...* Von den Frauen des Dorfes sagt er, dass sie die *angenehme Nacht, von Lunens sanften Strahlen gemildert*, benutzten, *und die ganze Nacht ihren Hanf brechten, welches die nächtliche Stille angenehm störte...* Von Hanfanbau kann heute keine Rede mehr sein und die nächtliche Stille dürfte eher vom Krachen eines Joints gestört werden, dessen Inhalt nicht aus heimischer Produktion stammt. Im Übrigen fährt man schaffe zum Daimler und der *Zehend*, oder auch ein bißchen mehr, wird vom Finanzamt eingetrieben...

Als wir zum Auto, das am Rande der Dorfstraße geparkt ist, zurückkehren, stehen auf der anderen Straßenseite drei ältere Eingeborene und beäugen misstrauisch unser Fahrzeug, das hier nicht hingehört. Ein älterer Herr kommt mutig auf uns zu und möchte wissen, aus welchem Stadtteil Frankfurts wir kommen, freut sich als er hört, aus Bockenheim, das kennt er, ebenso Fechenheim und die Wetterau. Er hat einmal eine Fensterbau-Firma gehabt und war da oft auf Montage. Hat sich hier ein Haus gekauft und zur Ruhe gesetzt. Dann will er wissen, ob wir auch ein Haus kaufen wollen. Es gäbe noch einige zu sehr günstigen Preisen. Die Frage erstaunt uns, da wir uns nicht vorstellen können, dass außerhalb des Schwabenlandes irgendjemand, nachdem er unser Auto gesehen hat, auf die Idee kommen würde, wir könnten es uns leisten, ein Haus zu kaufen... Nachdem wir ihm erklärt haben, dass wir nur ein bißchen auf den Spuren Köhlers die Alb bereisen wollen, sagt er, versonnen mit dem Kopf nickend, so als habe er gestern Abend mit ihm beim Viertele gegessen: *Jo jo, der Köhler...* Dann gibt er uns den Tipp, dass man in den Dörfern auf der Alb immer noch ein komplettes Mittagessen für acht bis neun Mark bekäme (das Auto hat seine Wirkung also doch nicht ganz verfehlt), worauf wir uns freundlich verabschieden und weiterfahren nach *Gomaringen*.

Die aufgerissene Dorfstraße, aus der alle paar Meter die Betonunterbauten der Kanaldeckel drohend emporragen, durchfahren wir im Slalom und im Schrittempo. Köhler schreibt von einer Kirche und einem Schließchen. Beides interessiert uns nicht, wohl aber Köhlers Bemerkung, dass das *Clima dieses Ortes schon etwas rauher als in den benachbarten Orten Dußlingen und Nühren* sei. Für uns gehen die beiden Orte heute fast ineinander über. Für ihn lagen sie noch eine $\frac{3}{4}$ Stunde Fußmarsch auseinander. Wir sitzen ein bißchen im Schatten alter Bäume vor der Kirche herum, schauen einer jungen Frau zu, die ihren Nachwuchs im Kinderwagen spazierenfährt, überlegen, ob wir uns den Friedhof ansehen sollen und beschließen, weiterzufahren nach *Reutlingen*.

Dort parken wir an der Hauptstraße vor einer Bankfiliale, da wir befürchten, wenn wir weiterfahren, liegt Reutlingen schon wieder hinter uns, was sich später als richtig erweist. Wir fragen einen Herrn, wo denn die Marienkirche sei. Er deutet mit dem Kinn auf die andere Straßenseite, und da sehen wir schon über den Dächern die grauen Türme aufragen. Rund um die Kirche baut man gerade Marktstände auf. Auch 1790 scheint man diesen Platz als Bazar genutzt zu haben. Köhler schreibt: *Es sind zwischen die massiven hohen Pfeiler (der Kirche), die ihre dauernde Festigkeit von außen sichern, elende Baraken, Buden und kleine Werkstätte gebaut, die ganz häßlich aussehen*. Heute wird irgendein lokales Fest gefeiert zur Belebung des örtlichen Einzelhandels. Abends wird es regionale Spezialitäten geben, deren bloße Namen uns das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen, zu Preisen allerdings, dass uns der Appetit wieder vergeht. Von der Kirche, die wie alle Kirchen dieses Baujahrs (1247) mit einem Gerüst umgeben ist, geht rechts und links die Wilhelmstraße, eine Fußgängerzone, ab. Hübsche, saubere Häuser, weder alt noch neu, die angenehm unaufgeregt und ein wenig nichtssagend den Verlauf der Straße markieren. Köhler mault: *Die Bauart der Häuser, sowie die Anlage der Straße ist sehr irregulair und an manchen Stellen eigentlich schlecht...* Die Wilhelmstraße mündet auf den großen Marktplatz mit dem Brunnen, über dem Kaiser Maximilian II als Ritter thront. Wir sehen ein paar historische Gebäude, eine Kunsthalle aus Glas und Beton, das moderne Rathaus, Kaufhausfilialen. Die Kids tragen Nike. Die Alten schleppen Einkaufstüten. In der Gasse, die zum Tübinger Tor führt, dem einzigen noch erhaltenen der alten Stadtbefestigung, duftet es nach Döner und Pizza. Auf dem Rückweg zum Auto werfen wir einen flüchtigen Blick in die Marienkirche, in der es feucht und muffig riecht. Wir lassen uns durch Köhler in unserer Antipathie bestätigen: *... das innere der Kirche ist dunkel, voll plumper Kirchenstühle, auf denen die städtischen Damen für ihre Bequemlichkeit Polsterküssen genagelt haben, die ein zerfetztes lumpichtes Aussehen haben...*

Als einem, der in Tübingen Theologie studierte, wird Köhler bekannt gewesen sein, dass Reutlingen eine wohlhabende Stadt war. Es war immer die Stadt der Gewerbe, des Geldes gewesen, während die Rivalin Tübingen sich rühmte, die Stadt des Geistes zu sein. Obwohl er wohlwollend feststellt, *dass es viele Handwerke gebe, besonders viele Gerber*, sieht er doch auch *an den vielen ihn bestürmenden Bettlern (...)* dass es viele arme Einwohner geben müsse... **Wir** sahen in Reutlingen, einer Stadt mit immerhin um die 100 000 Einwohnern, keinen einzigen Obdachlosen oder Bettler, die doch sonst überall in Deutschland zum normalen Stadtbild gehören. Auch in Tübingen, sowie später in Ulm und Schwäbisch Gmünd haben wir keine gesehen. Gibt es keine? Oder mussten die alle in andere Großstädte oder in Gegenden

nördlich des Mains emigrieren? Gibt es heute im Schwabenland keine Armen mehr? Oder pflegt man nur einen diskreteren Umgang mit der Armut?

Urach

Der Ort ist an drei Seiten von hohen, steilen Felsen umgeben, konnte sich also nur zu der Seite hin, von der wir kommen, ein bißchen ausdehnen. Zum Glück nicht übermäßig. Doch zum Bau eines Parkhauses hat der Platz gereicht. Nach ein paar Schritten stehen wir auf dem Marktplatz. Fachwerk wohin das Auge blickt. Das alte Rathaus, ein gotischer Brunnen, ein Drogerie-Markt, bunte Sonnenschirme vor den Restaurants, die Plätze für die Menschenfracht von mindestens vier Reisebussen bereit halten und wo heute vielleicht insgesamt zehn Personen sitzen.

Ein hübsches Badeörtchen, das sich von seiner mehr oder weniger glanzvollen Vergangenheit (lange vor Stuttgart war es einmal Residenzstadt gewesen) ausruht. Köhler zeigte sich nicht so beeindruckt: ... *sie ist nicht gros und ziemlich irregelair gebaut und hat zum größten Theil enge unräumliche Straßen. Der Marktplatz ist ein nicht ganz regelaires Dreieck, und das an seinem westlichen Ende stehende Rathaus unansehnlich.* Die *regelaire* Frankfurter City des Jahres 2001 hätte Köhler wahrscheinlich besser gefallen...

Unweit des Marktplatzes die Amandus-Kirche mit angeschlossenem Stift. Wir schauen uns den Innenhof an und gedenken derer (darunter Mörrike), die hier im Namen eines frömmelnden Protestantismus geschunden wurden. Heute nennt sich der Komplex Evangelisches Einkehrheim, was immer das bedeuten mag. In der Kirche eine Statue von Eberhard im Barte, einem der wenigen liberalen Fürsten, den diese Gegend gekannt hat. Der als einziger im Kreise seiner Mitfürsten erzählen konnte, er verfüge zwar über keine großen materiellen Reichtümer, aber er könne getrost im Schoß einer seiner Untertanen einschlafen und - gesund wieder aufwachen...

Vor der Kirche ein kleiner Platz mit alter Laterne und einer noch älteren Linde. Der Platz ist benannt nach Hermann Prey, der, wie wir auf einer Bronzetafel lesen, Ehrenbürger von Bad Urach ist... Da fehlen eigentlich nur noch eine schöne Müllerin und ein Mühlrad, das rauschet. Das tut es wirklich ein paar Schritte weiter. Ehrwürdig, mit Algenfäden behangen und feucht glänzendem Moos bewachsen, schaufelt es ohne besonderen materiellen Nutzen, nur um uns Nachgeborene in einen Soundtrack vergangener Zeiten zu entführen, die Wasser eines grünschimmernden Bächleins um und um. Wir setzen uns ein paar Minuten in der feuchten Kühle auf eine Bank und lauschen.

Die eigentliche historische Bedeutung Urachs (Bad ist es erst seit 1970) liegt auf anderem Gebiet. Einem Bäck (Bäcker), der wegen irgendeines Vergehens sein Leben verwirkt hatte, versprach der leutselig gestimmte Först, ihn nicht zu henken, wenn er ihm ein Gebäck bringe, durch das dreimal die Sonne scheine. Der Bäck brachte ihm eine Brezel und wurde nicht nur nicht aufgehängt sondern ist seitdem unsterblich. Zwei Nachkommen dieser Brezeln verzehren wir mit Genuss. Und bekommen mit, dass die nette Bäckersfrau Brot und Gebäck vom Vortag zum halben Preis verkauft. Auch hier schlagen wir zu und behalten Urach in guter Erinnerung. Auf direktem Weg zurückfahren können wir nicht, denn offensichtlich werden überall auf der Alb die Straßen aufgerissen und erneuert. Das ist heute mindestens die

fünfte Umleitung. So fahren wir über Münsingen und Gomadingen über die rauhe Alb zurück nach Rottenburg.

Burg Lichtenstein

Als wir morgens aufwachen, fängt es an zu regnen. Trotzdem machen wir uns noch einmal auf den Weg nach Urach, diesmal um den Wasserfall zu besuchen. Wir ignorieren die Straßensperren und fahren auf direktem Wege, da wir davon ausgehen, dass man selbst Orte, die Öschingen, Gönningen, Genkingen, Ohnastetten oder Upfingen¹ heißen, nicht völlig von der Außenwelt abschneiden kann. Wir behalten Recht. Straßenbauarbeiten sehen wir keine. Dafür ist die Straße schön leer und wir gelangen, nachdem wir die endlosen Haarnadelkurven der Hannersteige (15 % Gefälle) bewältigt haben, unangefochten hinunter nach Urach. Selbst ein entgegenkommendes Polizeiauto ist so mit den Kurven beschäftigt, dass es davon absieht, uns anzuhalten. Im Tal angekommen, atmen wir tief durch und beschließen, *da* auf keinen Fall wieder hochzufahren... Vom heute ziemlich leeren Parkplatz führt ein gut ausgebauter Wanderweg am Rande eines Wäldchens durch ein lieblich grünes Tal zum Wasserfall. Da stürzt sich ein schütteres Bächlein aus 37 Metern Höhe in die Tiefe und rauscht aufgeregt glucksend über moosiges Felsgestein dem nächstgrößeren Wasser entgegen. Die das Tal im Westen begrenzenden, bewaldeten Felsabstürze erinnern uns mit den aus dem Grün hervorleuchtenden weißen Kalksteinflecken stark an die Landschaft der Dordogne.

Zwischen Münsingen und Gomadingen ist die Alb eine sanft gewellte Hochfläche mit Tafelbergen am Horizont und Wacholderheiden rechts und links der Straße, *"ein Stück Land, in das man kein Haus hineinbauen möchte und in dem man doch bleiben muß, weil das Leben nicht ausreicht, Wacholderheide und Wiesental in sich aufzunehmen"*... (Grieshaber). Manche Tafelberge sehen aus, als seien sie mit einer Heckenschere rundum säuberlich abgeschnitten. Dann wieder erhebt sich plötzlich aus sanften Wiesen und Feldern ein Kegel, in der Regel oben mit einer Burg oder mindestens einer Ruine drauf.

Kaum sind wir auf dem großen, asphaltierten Parkplatz unterhalb von *Burg Lichtenstein* aus dem Auto gestiegen, bereuen wir es, überhaupt hier her gefahren zu sein. Wir ahnen Disneyland. Doch da man uns die Parkgebühr schon abgeknöpft hat, gehen wir die paar Schritte zum Schloss hoch. Vorm Burgtor ein Schaukasten mit dem Konterfei der jetzigen Bewohner: irgendein Nachfahre der Grafen von Urach mit Gemahlin, einer geborenen v. Brauchitsch. Der Name kommt uns bekannt vor. Hinterm Burgtor unübersehbar das Kassenhäuschen. Man will 8 Mark pro Person. Dafür darf man die ausrangierten Möbel des Förstchen betrachten. Das halten wir für eine moderne Variante der Raubrittereie und verzichten. Gehen die hundert Meter weiter zum alten Forsthaus, das sich als Restaurationsbetrieb erweist mit Eiche rustikal, Hirschgeweihen an der Wand und in Leder gebundener Speisekarte, aus der Jägerschnitzel und dicke Soßen dampfen. Uns dämmert allmählich, dass überall

¹ Über Upfingen schreibt Köhler: *Noch hat Upfingen eine Merkwürdigkeit, die für die Moralität zuträglich zu seyn scheint und wegen der ziemlich häufig sich findenden unehelichen Geburten in den umliegenden Orten nachgeahmt zu werden verdiente: - In der massiven Kirche des Orts ist ein sogenannter Hurenstuhl, in den diejenigen Mädchen die eine Frucht verbottener Liebe zur Welt brachten, stehen müssen, ... welches ein gewisses Ehrgefühl unter den Mädchen unterhält, das nicht unwirksam für ihre Aufführung ist, indem gegenwärtig nur eine einige Person diesen Stuhl zu gebrauchen genöthigt ist!-*

dort, wo man runtergucken könnte, entweder ein Teil der Burganlage oder eine Kneipe die Aussicht versperrt. Beim nochmaligen Studium der Eintrittspreise stellen wir fest, dass man für den halben Preis wenigstens den Burghof inklusive Aussichtsplattform betreten darf. Das leisten wir uns dann und müssen zugeben, daß der Blick bis zur Achalm sogar fünf Mark wert ist.

"Wie ein kolossaler Münsterturm steigt aus einem tiefen Albtal ein schöner Felsen, frei und kühn, empor.. Weitab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weggespalten... Selbst, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, dass nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Teile vereinigen konnte... Wie das Nest eines Vogels auf die höchsten Wipfel einer Eiche(...) gebaut, hing das Schlösschen auf dem Felsen..". So beschreibt Hauff in seinem 1826 erschienenen, im 16. Jahrhundert spielenden Roman "Lichtenstein" das Schloß. Und genau so wird es 14 Jahre später, also 1840, Graf Wilhelm von Württemberg erbauen lassen.

Die Bärenhöhle

Der in einem Wäldchen versteckte Parkplatz ist so ausgedehnt und voll, dass wir uns fragen, wie groß die Höhle wohl sein muss, um all die vielen Leute aufnehmen zu können. Des Rätsels Lösung: auf dem Plateau, unter dem die Höhle liegt, befindet sich ein riesiger Freizeitpark, wo sich heute offenbar die halbe Bevölkerung Schwabens tummelt. Vorm Höhleneingang dagegen steht nur ein kleines Grüppchen und wartet auf den Beginn der nächsten Führung. Die Höhle wurde 1949 entdeckt, weil bei einem Spaziergang plötzlich ein Hund vom Erdboden verschluckt worden war. Man fand eine Öffnung im Boden, durch die sich beherzte Männer abseilten und in ca 20 Metern Tiefe auf einem Haufen Knochen landeten - Menschenknochen, wie sich nach genauerer Untersuchung herausstellte. Im Mittelalter hatte man durch die Öffnung im Boden die Pestleichen aus den umliegenden Ortschaften entsorgt...

Wir folgen einem dicklichen Mädchen, das kaum dem Hauptschulalter entwachsen scheint und seinen Vortrag über Stalagmiten und Stalagtiten in einer Sprache, die es für Hochdeutsch hält, eher singt als spricht. Wir sind so fasziniert von ihrer Sprachmelodie, die auf einer Hebung beruht an Stellen, wo eine Senkung angebracht wäre und umgekehrt, dass wir auf den Inhalt der Worte kaum noch achten. Als sich zu ihrem Singsang noch der Rückkopplungseffekt der Höhlenakustik gesellt, klappen wir die Ohren runter und verlassen uns nur noch auf unsere Augen. Was wir sehen, ist gewaltig. Ein in Jahrmlionen von ständig sickernder Kalksteinbrühe geschaffener bizarrer Skulpturenpark. Auf den gut 270 Metern, die die Höhle für Publikum begehbar ist, kann das fantasiebegabte Auge alles sehen, was es sehen will. Gnome, Elfen, Riesen, urzeitliches Getier. Überwältigend die durch einen so lange währenden Schaffensprozeß bedingte, unerschütterliche Gelassenheit, die die Gebilde ausstrahlen. Außer den oben erwähnten Menschenknochen hat man auch die Überreste von Höhlenbären gefunden. Einen von ihnen hat man zu einem riesigen Skelett zusammengepuzzelt, das uns beinern entgegenleuchtet. Nach einer $\frac{3}{4}$ Stunde bedankt sich unsere reizende Führerin artig, dass wir ihr so aufmerksam gelauscht haben und entschwindet eilig, um die paar Minuten, die ihr bis zur nächsten Führung bleiben, ein bißchen so zu schwätze, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Das hat sie sich verdient.

Gerade lassen wir uns vor einer der Bretterbuden, wo Bier, Pommes und Postkarten verkauft werden, nieder, als der Himmel beginnt, immer schwärzer zu werden. Wir hasten zum Auto, und nach ein paar Kilometern Fahrt beginnt es zu schütten, dass wir fast im Schrittempo über die Landstraße kriechen. Als wir auf dem Platz ankommen, knallt dort die Sonne. Es ist kein Tropfen Regen gefallen, und wir haben 27° im Schatten. Außerdem haben wir neue Nachbarn bekommen. Aus dem Odenwald. Kaum ist unsere Heckklappe unten und sie sehen das Frankfurter Kennzeichen, als sie auch schon, kommunikativ wie die Südhessen sind, angeschlendert kommen und uns vollzuquatschen beginnen. Nach 5 Minuten wissen wir, dass **sie** in Bad Nauheim zur Kur war, dort eine Dame kennengelernt hat, die hier mit Familie im fest installierten Caravan ihren Urlaub verbringt, und die sie unbedingt besuchen wollte. Sie haben auch ein Iglu, haben hier aber einen Caravan gemietet usw... Als **sie** einmal kurz Luft holt, beginnt **er** lautstark odenwälderisch zu gurgeln, schwärmt vom Römischen Museum in Rottenburg, wo es ihm besonders die Scheißhäuser, die man ausgegraben hatte, angetan haben. **Sie** ermahnt ihn, nicht so zu brüllen, denn er scheint zu allem Unglück auch noch schwerhörig zu sein. Es beginnt zu regnen, das scheint ihm aber nichts auszumachen, denn er blubbert weiter, von den Römern und was die alles und wie die so toll... Als er dann beim Limes angelangt ist, merkt er, dass die Luft etwas feucht geworden ist und verpisst sich in sein Wohnklo. Wir ziehen uns aufatmend ins Auto zurück, wo wir den restlichen Abend unbehelligt verbringen. Zwar schlappt er in den kurzen Regenspausen auf der Suche nach einem Opfer seiner geistigen Inkontinenz immer mal um die Ecken, da wir aber jeden Blickkontakt vermeiden, trollt er sich zu seiner Mischpoke, die hinter verhängten Scheiben sitzt und Bier säuft.

Droben stehet die Kapelle...

Die ganzen letzten Tage hatten wir, aus welcher Richtung wir auch kamen, nordöstlich von Rottenburg in Richtung Tübingen einen kegelförmigen Berg mit einer kleinen Kirche obendrauf aus der flachen Landschaft unterhalb des Albraufs aufsteigen sehen. Aus der Karte erfahren wir, dass es die berühmte Wurmlinger Kapelle ist, die Uhland in einem Gedicht besungen hat. Der Parkplatz am Fuße des Berges ist an diesem Morgen ganz leer. Ein Schild verkündet, dass die Kapelle werktags geschlossen sei, man sich aber gegen ein 'Entgelt' von 10 Mark beim Küster der Wurmlinger Kirche einen Schlüssel holen könne. Wir verzichten und wandern los. Es geht ziemlich steil bergan. Nach ein paar Metern stehen wir vor der ersten, aus dem Jahr 1687 stammenden Station des Kreuzwegs, die keinen großen Unterhaltungswert für uns besitzt. Dafür bewundern wir die alle 10 Schritte sich verändernde Aussicht ins Ammertal. Die Aussicht zur Neckarseite wird noch von bewaldeten Gesteinsformationen verdeckt, die aber auch für uns geologische Laien hübsch anzuschauen sind. Außerdem sorgen sie für Schatten und eine etwas modrig riechende Kühle. Bald öffnet sich der Blick zum Neckartal und auf die blauen Tafelberge der Alb. Man möchte sich, wie Mörike, *ausgelassen selig mit Augen in dieses Meer von Landschaft stürzen...* Die Hänge sind mit Wein bewachsen, der, mit Netzen gegen die räuberischen Vögel sorgfältig abgedeckt, der Lese harret. Zur Ammerseite hin lichte Streuobstwiesen. Am Fuße des letzten steilen Anstiegs zur Kapelle der neue Friedhof.

Oben angelangt, ist zu unserem großen Erstaunen das kleine Seitenportal weit geöffnet. Als wir auf Zehenspitzen eintreten ins Dämmerlicht des Raums, sehen wir eine ältere Dame, die gerade dabei ist, etwas in das ausliegende Gästebuch zu

schreiben. Sie schaut zwar leicht erstaunt, lässt sich aber nicht stören, vermittelt auch nicht den Eindruck, als seien wir unerwünschte Eindringlinge. Ein junger Mann versucht unter der Empore vor einer wurmstichigen Holztafel, auf der Namen stehen, ein Kamerastativ aufzubauen. Der Raum mit seiner Kassettendecke aus dunklem Holz ist von anrührender bäuerlicher Schlichtheit, der liebe Gott zum Anfassen. Kein Wunder, dass, wer hier heiraten will, sich lange vorher anmelden muss.

Nachdem wir unseren Rundgang beendet haben, suchen wir in einem Ständer unter der Empore nach Postkarten und kommen mit der alten Dame, die wir für eine Gemeindeangestellte halten, ins Gespräch. Sie wird Ende Sechzig sein und erweist sich als sehr kommunikativ. Als wir ihr sagen, wie sehr wir von der schlichten Schönheit der Kapelle beeindruckt sind, beginnt sie lebhaft zu erzählen. Von der Geschichte der Kapelle, von den wertvollen Figuren, die sich in der Krypta befanden, im Krieg nach Stuttgart ausgelagert und dort bei einem Bombenangriff zerstört wurden. Sie stammt aus Urach und ist im Krieg nach Wurmlingen verschlagen worden. Jetzt ist sie gerade dabei, in eigener Verantwortung, eine Dokumentation zu erstellen, in der, beginnend mit den napoleonischen Kriegen, die Namen aller Männer aufgeführt sind, die, aus Wurmlingen stammend, fürs Vaterland oder was auch immer gefallen sind. Von 860 Einwohnern Wurmlingens blieben 82 Männer allein in Stalingrad...

Der junge Mann, ihr Sohn übrigens, ist inzwischen dabei, die Holztafel mit den Namen der Toten der napoleonischen Kriege von der Wand unter der Empore, wo die Lichtverhältnisse zum Fotografieren ungünstig sind, abzuhängen. Die Mutter bittet uns, ihm dabei zu helfen. Doch er hat es schon allein geschafft, denn die Tafel sieht schwerer aus, als sie ist. Wir treten jetzt auch vor die Tür, wo er die Tafel an die Wand gelehnt hat und dabei ist, sein Stativ aufzubauen. Über Grabsteine und eine diese einfriedende Mauer hinweg blicken wir auf die wie blaue Säрге aussehenden Tafelberge der Alb. Ein schöner Ort, um zu heiraten oder um tot zu sein. Als die Dame die Maquila, meinen baskischen Spazierstock, bemerkt, erzählt sie stolz, ihr Sohn, der jetzt etwas verlegen lacht, sei gerade 700 km über den Jakobsweg gepilgert und erst vor einer Woche zurückgekommen. Dann sagt sie unvermittelt, *jo jo, die Schwobe sind nicht dumm, obwohl man das immer sagt... sie reden nicht darüber, aber sie haben es faustdick...* und sie tippt mit dem Finger hinter ihr Ohr... Nachdem wir uns herzlich verabschiedet haben, setzen wir uns auf eine morsche Holzbank und lesen uns vor der Kulisse dieser deutschesten aller Landschaften Uhlands Gedicht über die Wurmlinger Kapelle vor. Eigentlich warten wir jetzt nur noch darauf, dass der Hegel und der Hölderlin Arm in Arm anspaziert kommen...

Auf der Suche nach dem idealen Campingplatz

Am nächsten Morgen schaffen wir es, das Zelt im Trocknen abzubauen und fahren kurz nach 9 vom Platz, den wir in guter Erinnerung behalten werden. Wir haben uns vorgenommen, wenn wir unterwegs nichts Gescheites finden, kehren wir einfach nach hier zurück. Als wir das dem Platzwart zum Abschied sagen, freut er sich und meint, das hätten schon etliche vor uns getan. Das lässt nicht gerade darauf schließen, dass die Alb üppig mit Campingplätzen ausgestattet ist, zumindest nicht mit solchen, wie wir sie mögen: klein, preiswert, ohne Rummel... Wir werden uns überraschen lassen.

Hinter Lichtenstein halten wir auf dem Parkplatz Gereuthau an, den wir uns vor ein paar Tagen schon vorgemerkt hatten, weil wir dort aus dem Auto heraus Wacholder-

heiden gesehen hatten. Diese Landschaftsformationen gibt es so nur noch auf der Alb. Entstanden sind sie durch den Biß der Schafe, die nur Wacholder und einige Distelarten stehenließen. Das kurze Gras unterscheidet sich auch farblich vom saftigen Grün der übrigen Weideflächen, es geht eher zum Grau hin. Wir wandern anfangs durch einen Buchenwald, der sich auf eine weit hinschwingende Wiese öffnet und sehen dort, oben am Hang, der auch von Buchenwald begrenzt wird, eine ausgedehnte Wacholderheide, zu der allerdings kein Weg hin führt. Am anderen Ende der Wiese beginnt ein Fichtenwald, der störend wirkt, weil der für die Alb typische Baum seit jeher die Buche ist. Doch ist man seit Jahrzehnten dabei, durch die rücksichtslose Aufforstung der Wacholderheiden mit schnell wachsenden, und damit profitableren Fichten, das charakteristische Landschaftsbild der Alb allmählich zu zerstören. *"Ohne Weidebetrieb stirbt der Wacholderwald. Die Bauern pflanzen schnellwachsende Fichten, und bald wächst überall Schwarzwald über verlassene Schafweiden. Nadelwald, der rascher dem Geld zuwächst..."* Das schrieb Grieshaber schon vor mehr als dreißig Jahren. Aber wir wollen nicht meckern, es gibt immer noch genug Schönes zu sehen... An etlichen, mit Maschendraht geschützten riesigen Ameisenhügeln vorbei wandern wir zurück zum Parkplatz. Ein schneidender, kalter Wind lässt die Hände erstarren.

Wir machen einen kleinen Umweg, um am Gestüt Marbach vorbei zu kommen, dessen Pferdezucht sogar der Queen im fernen England ein Begriff war. Als sie in den Sechzigern auf Staatsbesuch nach Deutschland kam, hatte sie den Wunsch geäußert, Marbach zu besuchen. Das musengeküsste Protokoll führte sie natürlich nach Marbach am Neckar ins Schiller Nationalmuseum, wo man die etwas gelangweilt scheinende königliche Dame fragte, wie es ihr denn gefalle, worauf sie erwidert haben soll: *Very nice, but where are the horses...*

Hinter Münsingen geht die Landstraße immer hart an der Grenze des riesigen, 1937 von einem Hitler-General eingeweihten Truppenübungsgeländes entlang. Ganze Ortschaften mußten damals evakuiert werden. Heute dürfen sich einmal im Jahr, zu Pfingsten, die Nachfahren der damaligen Bewohner in dem kleinen Dorf Gruorn treffen, um die Gräber ihrer Toten zu besuchen. Wir versuchen, unsere melancholischen Gedanken zu zügeln und fahren weiter über eine karge Hochebene, durch uralte Dörfer, in denen man kaum einen Menschen auf der Straße sieht. Man könnte meinen, die Zeit sei stehengeblieben, wäre da nicht manchmal am Ortsrand eine kleine, unaufdringliche Fabrik, wo wir im Direktverkauf Schuhe oder Möbel kaufen könnten.

Zwischen Berghülen und Machtholdsheim der erste Campingplatz - *Heideland* nennt er sich: Ferienvollzugsanstalt! Von Heide keine Spur, dafür reger Wochenendbetrieb auf dem betonierten Parkplatz. Eine Gang halbwüchsiger Jugendlicher (zwischen 10 und 14 Jahren, viele tragen imitierte Bundeswehrsclabberhosen) überquert, eine magere, halbwegs ausgewachsene Fichte hinter sich herziehend, die Bundesstraße in Richtung Campingplatz. Wir versuchen uns vorzustellen, welchen Beschäftigungen die dazu gehörenden Aufsichtspersonen nachgehen mögen, werfen einen Blick durch die breite Glasfront der Rezeption und noch einen auf die Preisliste (DM 29,--) und fahren weiter. Hinter Laichingen, bei Westerheim, ein Platz des Albvereins, *Albcamping*: verschärfter Vollzug (DM 33,--)! Uns wird langsam mulmig. Wir beschließen, noch ein paar Kilometer weiter in Richtung Wiesensteig zu fahren. Dass dieser Ort gut 250 Meter tiefer im Tal liegt, wird uns erst klar, nachdem wir eine sehr unvermittelt einsetzende Gefällstrecke mit endlosen Serpentinaugen hinter uns gebracht haben. Den Abzweig nach Hohenstadt, wo ein weiterer Campingplatz sein

sollte, haben wir vor lauter Schreck verpaßt. Etwas mürrisch durchfahren wir die Hauptstraße Wiesensteigs, das einen ganz sympathischen Eindruck macht, und beschließen, da wir diesen Berg nicht wieder hoch wollen, über die nahe gelegene Autobahn bis zur nächsten Ausfahrt zu fahren, wo laut Karte die Straße zum *Heideland*, als dem kleineren Übel, zurückführen müßte.

Wir wollen gerade auf den Autobahnzubringer abbiegen, als wir ein blaues Schild entdecken: Campingplatz 2 km. Dem geben wir noch eine Chance! Der nächste Ort heißt Gruibingen. Hinterm EDEKA geht's links ab, noch 800 Meter, und wir sind da: Camping Winkelbachtal. Die Rezeption ist gleichzeitig Kneipe, wo die Chefin am Tisch sitzt und mit einem Typen quatscht, während im Hintergrund die Glotze läuft. Es ist noch ein Platz frei, pro Nacht will sie 20 Mark, das ist genau, was wir gesucht haben. Wir sagen ihr, dass wir einige Tage bleiben werden und dürfen unser Iglu aufbauen.

Ein deutsches Dilemma

Das Gelände ist sehr steil und daher terrassenförmig angelegt. Um vom Besucherparkplatz zu unserem Zelt zu gelangen, müssen wir ca. 30 Meter einer mindestens 20 prozentigen Steigung überwinden. Durchreisende Caravans haben hier keine Chance. Die müssen unten auf dem Besucherparkplatz bleiben. Wie die übrigen maximal 20 fest installierten Wohnklos hier hoch gekommen sind, wissen wir nicht. Für Camper gibt es nur wenige Plätze. Auf dem schönsten steht jetzt unser Iglu. An drei Seiten ist er von hohem Buschwerk und der Rückseite eines festen Caravans begrenzt. Ein paar Meter tiefer das Bett eines fast ausgetrockneten Bächleins. Die Stille ist überwältigend, nach allen Seiten hin geht der Blick auf bewaldete Höhen. Daß die Sanitäreanlagen blitzsauber, funktional und nur 20 Schritte entfernt sind, sei nur am Rande erwähnt.

Da wir keine Lust haben, heute noch die Küche zu installieren, fragen wir die Wirtin, ob sie uns etwas zu essen machen kann. Irgendwo in den Tiefen ihrer Küche finden sich dann auch eine Paprikawurst und Leberkäs' mit einem Spiegelei drüber. Dazu einen Roten und einen Weißen aus der Gegend, köstlich und - bezahlbar. Während die Zähne malmen, Zunge und Gaumen schlotzen, lauschen wir, in einer kleinen rustikalen Nische des Gastraums sitzend, mit einem Ohr auf die immer noch ungewohnte Sprache, die sich über dem Tisch der Wirtin, an dem inzwischen offenbar einige Dorfbewohner Platz genommen haben, zu einem gemütlichen Geräuschpegel verdichtet hat. Obwohl mein Ohr dem Tisch zugewandt ist, verstehe ich nichts. Manchmal meinen wir, ein Wort identifizieren zu können, sind uns aber nicht sicher. Wir lassen's dabei bewenden und ziehen uns, gesättigt und glücklich, in unser Wohnzimmer vorm Iglu zurück.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Platzbeleuchtung ist eingeschaltet und leuchtet durchs Gebüsch. Ausreichend Licht, um das Rotweinglas zu erkennen. Droben im Walde schuhut ein Uhu. Wir sitzen ganz still und fühlen kleine Schauer über den Rücken rieseln. Dann irgendwann der Klang eines Akkordeons und junge Stimmen, die ein Volkslied singen: *Hoch überm Tale standen unsere Zelte...* Wir haben das Gefühl, dass die Musik von oben aus dem Wald kommt, sind uns aber nicht sicher. Quasi auf Zehenspitzen machen wir ein paar Schritte in Richtung Kneipe, wo zwei Dorfbewohner gerade dabei sind, sich, leicht schwankend schon, zu ihren Autos zu begeben. Wir fragen, ob sie wissen, wo die Musik herkommt. Auch sie

lauschen, doch mehr als "die feiern droben ihr Abschiedsfescht..." ist nicht aus ihnen rauszuholen. Wir vermuten, die Abschlussfeier einer Jugendfreizeit, denn am Montag beginnt in Schwaben wieder die Schule. Diffuse Sehnsucht weckend, mal ansteigend, dann wieder im Laub der Bäume versickernd, kommt die Melodie von den bewaldeten Höhen herab. Noch zwei weitere Lieder können wir identifizieren und mitsummen, die anderen sind offenbar Weisen, die nur im Schwabenland bekannt sind. Punkt 22 Uhr ist Schluß. Nur der Uhu hält sich nicht an die gesetzlich vorgeschriebene Nachtruhe, mindestens eine weitere Stunde lang jagt er mit schaurigem Schuhuuh seinen Mäusen nach, während wir noch einige Zeit in der Dunkelheit vorm Zelt sitzen und über unser ambivalentes Verhältnis zu Begriffen wie Volkslied, Heimat etc. philosophieren. Zu viel braune Soße klebt immer noch an ihnen. Die Musik hat eine Saite in uns angerührt, die leider verstimmt ist. Wir würden sie gern, ohne uns schämen zu müssen, wieder zum Klingen bringen, wissen aber nicht wie. Ein deutsches Dilemma.

Ulm

Auf dem Münsterplatz, über den ein grauer Wind pfeift, legen wir den Kopf in den Nacken, um den, mit genau 161,53 Metern, höchsten Kirchturm der Welt zu bewundern, der wegen der schnell treibenden Wolken aussieht, als wolle er auf uns herabstürzen. Abgesehen von Barlachs Bettler aus dem Jahr 1930, finden wir im Inneren nichts, was uns besonders antören würde. Vorm Hauptaltar geben die Mitglieder eines durchreisenden Kirchenchors ein Ständchen. So können wir wenigstens die wunderbare Akustik des Raumes bewundern.

Nachdem wir unter Lebensgefahr eine Ringstraße überquert haben (den Fußgängertunnel entdecken wir erst auf dem Rückweg), befinden wir uns im Fischerviertel, dem einzigen Teil der Ulmer Altstadt, der 1944 nicht zerbombt wurde. Die Blau, die hier in die Donau mündet, mäandert als die kleine und die große Blau durch die Gegend. Überall verwinkelte Durchgänge, kleine Brückchen und Stege. Im Erdgeschoß der renovierten Fachwerkhäuser entweder Boutiquen oder teure Kneipen. Die übliche, knallhart auf Verwertung kalkulierte Idylle. Über die Stauffermauer, die parallel zur Donau verläuft, und durch den Metzgersturm, den "schiefen Turm" von Ulm, der oben fast 2 Meter über die Basis hinausragt, gelangen wir zurück zum Marktplatz mit dem bunten Rathaus und der astronomischen Uhr aus dem Jahre 1520, die immer noch funktioniert. Es hat wohl ein Platzkonzert stattgefunden, zum Glück packen die Musiker gerade ihre Blasinstrumente ein. Ganz Ulm scheint bei dem schönen Wetter auf den Beinen zu sein und schiebt sich durch die Gassen. Wir halten uns etwas abseits der Menschenströme, essen vor einem griechischen Imbiß am Ufer der Blau, auf deren Grund ein Gartenstuhl rostet, eine Pita und finden ohne Probleme zurück zur Autobahn.

Freund Köhler und sein Kumpel hatten es vor gut 200 Jahren schwerer gehabt, vor allem, **in** die Stadt, die damals eine Festung war, hineinzukommen. Von Blaubeuren kommend waren sie erst bei Dunkelheit vor den Toren angelangt, als diese bereits geschlossen waren. Sie hatten um die halbe Stadt herumirren müssen, die *16.000 Schritt im Umfang haben soll* und nur unter Führung eines *Feldhirten* war es ihnen gelungen, das auf der Donauseite gelegene *Frauenthor* zu erreichen, wo ihnen *4 Kreuzer für den Kopf abgefordert* wurden, ehe man sie einließ. Auch als sie im *Gasthof zum Vogel Greif* angelangt waren, wurden sie *der nach einer solchen Strapaze*

so notwendigen Ruhe und Erquickung nicht teilhaftig, weil sie Handwerkspursche durch die Straßen singen und tumultuiren hörten...

Die Schwierigkeiten des Reisens im 21. Jahrhunderts sind anderer Art. Zwanzig Kilometer Stop and Go bis zur nächsten Ausfahrt, verursacht durch eine Dauerbaustelle bei Gruibingen. So können wir uns die Hochfläche der Alb, die von der A8 überquert wird, in Ruhe anschauen. Bei Merklingen verlassen wir die Autobahn und fahren auf einer Umleitungsstrecke über Drackenstein, Hohenstadt, Gosbach in steilen Haarnadelkurven wieder zurück ins Tal, wo wir, auf dem Platz angekommen, kurze Hosen anziehen, denn wir haben 30 ° im Schatten.

Schwäbische Nachbarn I

Später kommen die Nachbarn, deren Caravan-Rückwand unseren Stellplatz begrenzt. Sie glotzen sehr, sehr mißtrauisch auf unser Zelt, unser Auto. Uns selbst ignorieren sie völlig. Wir bekommen mit, dass es zwischen ihnen und den übrigen Platzmietern sowie der Gemeinde, die für den Platz zuständig ist, Probleme gibt. Sie haben ihr Wohnklo mit abenteuerlichen Anbauten versehen, was laut Platzordnung nicht gestattet ist. Die Tatsache, dass sie dieses Verbot umgangen haben, indem sie die festen Anbauten mit Zeltplanen als mobile Vorbauten tarnten, scheint auf dem Platz und im Dorf Tagesgespräch zu sein. Aber wir müßten nicht im Schwabenland sein, wenn sich in die Empörung über diese Schlitzohrigkeit nicht ein bißchen Bewunderung mischte... Nachdem sie ihr illegal errichtetes Häusle verlassen haben, kommt eine ältere Dame aus der Kneipe die Steige hochgekeucht und klopft neugierig an die textilverkleideten Anbauten. Es klingt, nicht nur für die Ohren eines Schreiners, eindeutig hölzern! Kopfschüttelnd vor sich hin murmelnd geht sie wieder zur Kneipe runter. Wir klopfen auch kurz aufs Holz und genießen dann bei 8° und sternklarem Himmel einen üppigen Vollmond.

Auf dem Grund des Urmeeres

Nachdem wir einen Sonnenaufgang überm Kamm des Waldes beobachtet haben, versuchen wir heute, einen weniger steilen Weg aus unserem 570 Meter über N.N. liegenden Tal hinaus zu finden, doch die direkte Straße nach Weilheim, die parallel zur Autobahn verläuft, ist wegen Bauarbeiten (!) gesperrt, und wir müssen uns daher über enge Haarnadelkurven ins Tal hinab quälen und einen ausgedehnten Umweg über Gammelshausen, Heiningen, Betzgenried, Bad Boll fahren. Diesem Umweg haben wir es allerdings zu verdanken, dass wir am Hinweisschild zum Hauff-Museum vorbeikommen. Wir denken erst an den Märchendichter Wilhelm Hauff, müssen dann aber feststellen, dass wir ganz, ganz falsch liegen. Das Museum ist nach dem Mann benannt, der als erster die fossilen Funde, die sich in dieser Gegend unterhalb des Albtraufs häuften, sorgfältig bearbeitet hat. Vor 170 Millionen Jahren war hier der Grund eines Jura-Meeres, auf den abgestorbene Pflanzen und Tiere hinabsanken und im Laufe der Zeit versteinerten. Die ganze Gegend ist deshalb nicht nur Naturschutz- sondern auch *Versteinerungsschutzgebiet*.

Da der Parkplatz in dem Dorf Holzmaden leer ist, ahnen wir schon: Das Museum hat Ruhetag. Etwas irritiert fahren wir 10 Meter zurück, dort befindet sich ein weiterer Parkplatz vor einem lang gestreckten Gebäude: Urweltsteinbruch und Museum sagt uns ein Schild. Wir marschieren an der steinernen Skulptur eines halb aus dem Ei geschlüpften Saurier-Babys vorbei auf das große Eingangstor zu, und was wir

dahinter sehen, lässt unsere Herzen höher schlagen: Ein großer Schiefersteinbruch, in dem Steine aller Formen und Größen herumliegen und darauf warten von uns aufgelesen und nach Hause getragen zu werden... Doch erst die Pflicht! Im Museum bewundern wir den Formenreichtum der ausgestellten versteinerten Tier- und Pflanzenwelt des Urmeeres, der über diverse Saurierarten, Ammoniten und Muscheln in allen Größen bis zu Seelilien reicht. Diese wunderbaren Pflanzen siedelten vorzugsweise in ganzen Kolonien auf Treibholz. Wurde die Kolonie zu schwer, sank das Ganze auf den Meeresgrund und versteinerte. Vieles von dem, was da heute an der Wand hängt, könnte aus dem Atelier eines Jugendstil-Künstlers hervorgegangen sein.

Durch eine Hintertür gelangen wir direkt in den Steinbruch, aus dem die Funde, die inzwischen auch in Museen in alle Welt gegangen sind, stammen. Da hocken Kinder und Erwachsene und hämmern konzentriert mit Hammer und Meißel, die man sich ausleihen kann, in den Ölschieferablagerungen herum. Man kann immer noch Funde machen. Die darf man, wenn sie "freigegeben" werden, mitnehmen. Einen Steneosaurier, heißt es, sollte man nicht mehr erwarten. Doch wer weiß. Am Grund des Schieferbruchs ist man noch nicht angelangt. Außerdem deuten abgesperrte Bereiche immer noch auf "ernsthafte" Grabungsarbeit hin. Da das Gelände von der Größe eines Fußballplatzes eine schiefergraue, staubige Hitze ausdünstet, sind wir nicht zu mehr zu motivieren, als ein bißchen mit den Fußspitzen zu scharren. Was immerhin dazu führt, dass wir zwei kleine Schieferplatten mit der deutlichen Abbildung eines Ammoniten bzw. zweier Muscheln entdecken. Da werden wir nun doch etwas hektisch und lassen die beiden Platten unauffällig im Rucksack verschwinden. Ähnliche, allerdings schon lackierte, Exemplare kosten an der Kasse je DM 10.- und wir fragen uns, ob der freundliche Rentner, der die Kasse bedient und uns auf Nachfrage eifrig die Grabungs- und Präparationstechniken zu erklären versucht, den Rucksackinhalt 'freigegeben' hätte...

Schweineerei

Auf der Rückfahrt schauen wir kurz beim einzigen Metzger in Gruibingen rein. Wir wollen Schweinemett kaufen. Das kennt die Verkäuferin nicht. Wir versuchen ihr zu erklären, was das ist. Irgendwann strahlt sie übers ganze Gesicht und meint, das heiße bei ihnen Tartar. Auf unseren Einwand, das sei doch reines Rindfleisch, meint sie, Schweinegehacktes könne sie uns natürlich auch machen. Wir nicken ergeben mit dem Kopf, lassen sie einen Klumpen durchwachsenes Schweinefleisch durch den Wolf drehen und verlassen aufatmend, nachdem wir unserem Einkauf noch eine Flasche Bier der im Ort ansässigen Privatbrauerei hinzugefügt haben, den Laden. Obwohl wir ein Heftchen Streichhölzer geschenkt bekommen haben, verdichtet sich auf dem Weg zum Iglu das Gefühl, dass das Preis-Leistungsverhältnis nicht recht stimmt. Auf dem Platz angekommen, schauen wir uns den Kassenzettel an und stellen fest, dass sie für das Kilo Schweinegehacktes 17,90 berechnet hat. Zum Vergleich: beim besten Metzger in der Frankfurter Kleinmarkthalle kostet das Kilo 9,90 DM. Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder die Preise sind hier wirklich so hoch, oder das Mädels hat aus Versehen statt 7,90 (was für diese Gegend angemessen wäre) 17,90 eingetippt. Das werden wir gelegentlich durch einen Kontrollkauf bei einem Metzger in Wiesensteig nachprüfen...

Schwäbische Nachbarn II

Wir lassen uns durch diese „Schweinerei“ die gute Laune nicht verderben und genießen kurzbehost die 28° im Schatten. Gegen Abend erscheinen unsere Nachbarn. Offenbar kommen sie direkt von der Arbeit, denn er steckt noch in einer grünen Latzhose, einen Zollstock in der Seitentasche. Wir tippen auf Schreiner... Beide sind ca. Mitte Vierzig. Sie sitzen auf ihrer "Terrasse", trinken Kaffee und beobachten argwöhnisch alles, was um sie herum vorgeht. Einer der Dauercamper, der weiter oben wohnt, kommt vorbei und begrüßt sie: Hallo ihr zwei, euch hab ich ja lange nicht gesehen... Sie tuscheln ein bißchen, dann geht er weiter. Als wir uns zu einem kleinen Spaziergang aufmachen und an der Anmeldung, die direkt in Hör- und Sichtweite der Nachbarn liegt, vorbeikommen, spricht uns der junge Mann an, der bei unserer Ankunft mit am Wirtsstammtisch saß. Er knattert öfter auf seinem Motorrad den Berg rauf und runter. Wir sind sicher, als wir vor ein paar Abenden einen Spaziergang in der Dämmerung über den Platz machten, ihn in seinem Caravan sitzend gesehen zu haben, denn wir hatten ein bißchen indiskret, da der Wagen nicht bewohnt schien, durch die Scheibe geblickt und im Halbdunkel des Wageninneren etwas gesehen, das eine aufrecht sitzende, mumifizierte Leiche, aber auch ein Mensch in Meditationshaltung hätte sein können und vorsichtshalber beschlossen, das letztere anzunehmen... Heute erkundigt er sich freundlich, während er Unkraut aus einem Blumenrondell rupft, ob uns die Gegend gefalle. Als wir ihm sagen, dass wir es wunderschön hier finden, strahlt er und bietet an, uns Routen zusammenzustellen. Wir plaudern noch ein bißchen und haben das Gefühl, in die Platzintrige mit einbezogen zu werden, da er offensichtlich unseren muffigen, mißtrauischen Nachbarn demonstrieren will, dass wir hier als Gäste erwünscht und akzeptiert sind.

Als wir von einem kurzen Spaziergang zurückkommen, der uns an einer kleinen Wacholderheide mit Silberdisteln und einer seltenen Orchideenart, die nur in diesem Tal wächst, vorbeigeführt hat, sind die Nachbarn dabei, Blümchen zu pflanzen. Sie pusseln rum und gießen wie die Wilden. Am Rande unseres Stellplatzes lehnen ein paar Bretter an einer Konifere. Dahinter entdecken wir fünf aufeinander gestapelte Autoreifen. Ein paar Schritte weiter hat das Schlitzohr begonnen, eine weitere Terrasse mit Kies aufzuschütten, wo er Radkappen und Kabel lagert. Uns wundert nur, dass er noch keinen Nato-Draht um sein Häusle gezogen hat. Wird er wohl tun, wenn die Mitgliederversammlung der Dauercamper entscheidet, dass er seinen ganzen Kram wieder abreißen muss...

Unten auf dem Parkplatz steht seit zwei Tagen ein riesiger Caravan mit Zeltvorbau. Eine zierliche, hübsche junge Frau hatte gestern von einem Pritschen-LKW das dazugehörige Gestänge und diversen Hausrat abgeladen. Inzwischen sehen wir unter dem Vorzelt eine Kochstelle, einen Tisch mit Stühlen und anderes Mobiliar. Zuerst hatten wir an Vorbereitungen für ein Dorffest gedacht, doch da sich in dieser Hinsicht nichts getan hatte, nehmen wir an, dass es Sinti oder Roma sind. Er ist ein hübscher Machotyp mit gegeelter Elvistolle. Einmal rasiert er sich neben mir im Waschraum und ich kann aus den Augenwinkeln sehen, wie er sich selbstverliebt im Spiegel bewundert. Tagsüber scheint er mit dem LKW unterwegs zu sein. Sie fährt mehrmals am Tag mit einem Daimler neueren Baujahrs die Steige zu den Sanitäranlagen hoch, um entweder Wäsche oder sich die Haare zu waschen. Dabei hat sie immer zwei kleine Kinder im Schlepptau.

Ein erster Schauer hatte gestern Abend das Wetter der nächsten Tage angekündigt, und wir hatten den Rest des Abends gemütlich im Auto verbracht. Jetzt fahren wir unter einem tiefliegenden Himmel von Wiesensteig aus die Serpentinstraße hoch, die nach dem, was wir in den letzten Tagen kennengelernt haben, immer noch die harmloseste Steige zu sein scheint. Wir haben uns damit abgefunden, dass unser Tal wie ein Treppenpodest auf halber Höhe am Albaufstieg liegt. Um irgendwo hin zu kommen, müssen wir entweder hoch, oder runter, was anderes gibt es nicht. Kommt man von Norden, liegen wir auf der Höhe, kommt man von Süden, liegen wir im Tal. Die Ost-West-Verbindung, die wir gestern ausprobieren wollten, ist wegen Bauarbeiten gesperrt. Heute fahren wir also zur Abwechslung hoch. Hinter Neidlingen parken wir auf einem riesigen Wanderparkplatz, der verlassen im Nieselregen daliegt. Nach einigem Kartenstudium entscheiden wir uns für einen Weg, der auf der anderen Seite der Landstraße in ein Wäldchen hineinführt und gelangen nach kurzem Fußmarsch zur Ruine der Burg Reußenstein. Die steht mehrgeschossig und solide gemauert seit dem Ende des 13. Jahrhunderts auf einem steilen Felsen und ist nur über einen schmalen, rutschigen Pfad zugänglich. Wir sind die einzigen Besucher heute, klettern über Treppen, durch modrige Gänge, stehen in kahlen Innenhöfen, die noch die einstige Aufteilung der Räume ahnen lassen, messen mit den Augen die Dicke der Mauern. Über uns nichts als Himmel mit einem Vogelschrei darin, unter uns nichts als Tiefe und nach drei Seiten der Blick auf weites Land, ausgelegt mit einem Flickenteppich aus mühsam gepflügten, steinigen Feldern, hell-ockerfarben bis braun-violett, in denen die graugrünen Schafweiden, mit dunklerem Wacholder gesprenkelt, wie die Endmoränen eines vegetabilen Gletschers versickern.

Zu der Burgruine gehört eine alte Sage: Ein Riese, der in einer auf der anderen Talseite liegenden Höhle wohnte und viel Gold besaß, beschloss, sich ein Schloss bauen zu lassen. Alle Handwerker der Umgebung wurden beschäftigt, doch als die Burg fertig war, stellte der Riese fest, dass am obersten Fenster ein Nagel fehlte. Und bevor dieser Nagel nicht eingeschlagen wäre, würde er die Handwerker nicht bezahlen. Obwohl die Meister den zehnfachen Lohn in Aussicht stellten, fand sich niemand, der sein Leben riskieren wollte. Da meldete sich ein Schlossergeselle, der die Tochter seines Meisters liebte, und sie ihn, aber weil er arm war, wollte der Meister sie ihm nicht zur Frau geben. Der Riese war beeindruckt von seinem Mut und half ihm, indem er ihn am Genick packte und über dem steilen Abgrund festhielt. Der Schlossergeselle konnte den Nagel einschlagen und bekam nicht nur einen Sack Gold geschenkt, sondern auch des Meisters Töchterlein zur Frau...

Das Grab des Musikers

Um nach Zainingen zu kommen, müssen wir wieder ins Tal hinab. Auf dem Friedhof des kleinen Dorfes wollen wir das 'Zigeunergrab' besuchen. Erst nachdem wir den alten Totenacker um die Kirche herum und den neuen Teil des Friedhofs Gräberreihe für Gräberreihe ohne Erfolg abgesucht haben, fällt uns ein, dass wir gelesen hatten, der Zigeuner sei als einer der ersten außerhalb der alten Friedhofsmauer begraben worden. Und tatsächlich, es ist die erste Grabstätte direkt an der Mauer. Ein Grabmal aus rötlichem Sandstein mit dem runden Foto eines bärtigen Mannes, der einen spitzen Tirolerhut auf dem Kopf trägt. Darunter die Worte:

**Hier ruht
Jakob
Reinhardt**

von Musik
Kreis Schlettstadt
geb. 4. Sept. 1863
gest. 20. Aug. 1925
R. I. P.

Auf dem Sockel steht:
Hier ruh ich auf dem Gottesacker,
tu auf Kinder und Enkel warten,
Kinder und Enkel, geht nicht vorbei,
denkt, dass ich Euer Vater sei!

Im August 1925 war eine Zigeunersippe durch Zainingen gekommen, wo ihr Oberhaupt Jakob Reinhardt schwer erkrankte und starb. Um ihn würdig begraben zu können, gingen die Mitglieder der Sippe im Dorf von Haus zu Haus, um sich Trauerkleidung zu borgen. Trotz aller Skepsis dem fahrenden Volk gegenüber rückten die Zaininger ihre schwarzen Anzüge und Kleider raus, die sie nach der Trauerzeremonie in bestem Zustand zurück bekamen. Seitdem wird das Grab bis zum heutigen Tag von einer Frau aus dem Dorf gepflegt. Als wir davon lasen, hatte uns der Name **Reinhardt** mit dem Zusatz **von Musik** interessiert, denn es hätte ja ein Vorfahre der großen Zigeuner-Jazzler Schnuckenack Reinhardt und Django Reinhardt sein können. Wie dem auch sei, wir erweisen als spätgeborene Wahl-Enkel dem Jakob unsere Reverenz...

In Zainingen war Köhler aufgefallen, dass *die Häuser dieses Dorfes viel besser gebaut sind als in Böringen, und am Ende desselben rechts an der Straße, die sehr kothigt war zwei kleine Seen sind, die ziemlich reines Wasser zu haben schienen... Vermutlich sind es nicht blos Behälter des gesammelten Regen Wassers, wie sonst auf der Alp, sondern das Product einer lebendigen Quelle.* An dieser Hüle, wie die Dorfweiher auf der Alb heißen, kommen wir vorbei und erfahren später, dass sie eine der letzten ist, die es auf der Alb noch gibt. Lässt man die Tatsache beiseite, dass fast bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Mensch und Tier gemeinsam aus diesen Tümpeln ihren Wasserbedarf decken mussten, so sieht es sehr idyllisch aus. Diese Hüle strahlt einen eigenartigen Zauber, eine solche Ruhe und Gelassenheit aus, dass man sich tatsächlich um 200 Jahre zurückversetzt fühlt. Irgendwann reißen wir uns los von dem Anblick und sind froh, dass wir mit etwas mehr PS als Köhler die verschlafene Eigenheimarchitektur hinter uns lassen können...

Glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei...

Über Gosbach, Drackenstein, Machtolsheim, Berghülen, Asch, fahren wir im Regen über die Hochfläche der Alb nach Blaubeuren. Das liegt tief unten in einem felsigen Talkessel, in den unser alter Opel tapfer hinabkriecht. Dafür darf er vor der Blautopfschule kostenlos parken. Wir spannen unsere Schirme auf und ziehen los. Marktplatz. Kirche. Fachwerk. Nach kurzem Suchen finden wir das ehemalige Benediktiner-Kloster, dessen Kirchturm, wie wir von Fotos wissen, sich im Blautopf spiegelt. Im Klosterhof bemerken wir gleich den großen Pfeil, der zum Kassenhäuschen zeigt, das den berühmten Hochaltar bewacht. Der stand ursprünglich in der Kirche am Marktplatz. Von dort wurde er nach hier ausgelagert,

weil man in der zum Museum säkularisierten Klosteranlage für seine Besichtigung Eintrittsgeld erheben konnte, was in der Kirche nicht möglich gewesen wäre. So steht er in der weißgetünchten ehemaligen Klosterkirche und sieht sehr bedeutend aus. Interessant sind die Schnitzereien am Chorgestühl, die sehr realistisch und mit viel Liebe zum Detail heidnische Dämonen, tierische Fabelwesen oder grimassierende Mönche darstellen. Die ins Chorgestühl integrierten, reichverzierten Schreib- oder Lesepulte erinnern an Vogelhäuschen.

Als wir in den Kreuzgang treten, sehen wir Graffiti an den frisch renovierten Wänden. Da steht zweimal in altertümlichen Schriftzeichen der Name HÖLDERLIN. Darunter die irritierende Jahreszahl 1753. Hölderlin wurde aber erst 1770 geboren und war unseres Wissens auch nie in Blaubeuren. Die Dame an der Kasse weiß nur, dass die Schriftzüge bei einer der letzten Renovierungen freigelegt wurden... Wir lassen's dabei bewenden, studieren auf den Stellwänden die Geschichte der kurz nach der Reformation eröffneten evangelischen Klosterschule, aus der 1817 ein Evangelisch-theologisches Seminar hervorging. Besonders interessieren uns die Speisepläne und die rigide Tageseinteilung, denen die Alumnen unterworfen waren und immer noch sind. Aus gebrannter Mehlsuppe zum Frühstück vor hundertfünfzig Jahren ist heute immerhin Rührei mit Schinken geworden - und man muß nicht mehr morgens um Fünf sondern erst um Sieben aufstehen.

Wir gehen weiter zum Badhaus der Mönche, wo der freundliche junge Mann an der Kasse, nachdem er gesehen hat, dass wir für die Besichtigung des Hochaltars schon bezahlt haben, unser Ticket in ein Kombiticket umwandelt. Damit können wir das Badhaus besichtigen und kriegen noch so viel raus, dass wir vom Überschuß ein paar Postkarten kaufen können. Sein Privatissimum über diesen interessanten Ort muss er leider im ersten Stock, bis zu dem er uns ungefragt gefolgt ist, abrechnen, da unten nach ihm verlangt wird. Wir bewundern auch ohne ihn die für damalige Zeiten raffinierte Heizungs-Technik, die gar nicht zu der rigiden Ordensregel passen will, die den Mönchen untersagte, öfter als zwei mal im Jahr zu baden, da Baden im Verdacht stand, die Entstehung unzüchtiger Gedanken zu fördern... Das Badhaus geht über ins Heimatmuseum, wo neben diversen bäuerlichen Gerätschaften und einem alten Löschwagen der Feuerwehr die Tür einer Gefängniszelle von 1850 zu sehen ist. Die ca. 10 cm dicke, massive Eichentür hat zwei eiserne Riegel für die Klappe, zwei Riegel oben, zwei unten und ein Schloß! Das muss ein Hochsicherheitstrakt gewesen sein. Auf der Innenseite ist, immer noch gut lesbar, eingeritzt: *14 Tage Arrest. Soldat aus Gruibingen...* Aus **unserem** Gruibingen!! Die übrigen Räume, in denen der Abt die weltlichen Fürsten zu üppigen Gelagen empfing, sind vollgestellt mit alten Schränken und Truhen, die Wände mit scheußlichen Jagdmotiven bemalt.

Wir brauchen, nachdem wir die Klosteranlage verlassen haben, nur dem Rauschen des Wassers zu folgen, und schon stehen wir vor der Quelle des Flüsschens Blau, dem Blautopf, einem trichterförmigen kleinen See, dessen Farbe je nach Jahreszeit und Witterung zwischen tiefem Kobaltblau und Türkisgrün irisiert und zwischen 300 bis 32 000 Litern Wasser pro Sekunde ausschüttet. Die aktuelle Menge gibt ein elektronisches Zählwerk an (heute sind es um die 2500 Liter). Wir haben einen Tag erwischt, wo nur in der Mitte das Blau zu ahnen ist, zu den Rändern hin überwiegt ein funkelndes Smaragdgrün. In einem Glas ist das Wasser genau so weiß und klar wie jedes andere Quellwasser. Man hat viele Untersuchungen angestellt, doch ganz hat man das Rätsel der Farbe immer noch nicht gelöst. Der Untergrund ist es nicht,

im Wasser gelöste Mineralien auch nicht, im Moment hypothetisiert man mit der Brechung elektromagnetischer Wellen... Der Quelltopf selbst ist ca. 20 Meter tief und steht in Verbindung mit einem unterirdischen Höhlensystem, das bis zu einer Tiefe von 1250 Metern erforscht ist. Da viele Hobbyforscher bei gewagten Tauchmanövern tödlich verunglückt waren, darf im Moment nur Jochen Hasenmayer mit seinem Mini-U-Boot in die Tiefe. Der querschnittgelähmte (!) Höhlenforscher hatte 1985 bei einem Tauchgang eine riesige Halle, die er Mörrike-Dom nannte, entdeckt, die teils mit Wasser, teils mit Luft gefüllt war und in der meterhohe Tropfsteine standen oder von der Decke hingen. Damit hatte er das *Reich der schönen Lau* gefunden.

Diese Wassernixe, deren *Leib war allenthalben wie eines schönen, natürlichen Weibs, dies eine ausgenommen, dass sie zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimhaut hatte...*, wohnte einstmals auf dem Grunde des Blautopfs. Ihr Gemahl, ein Donaunix vom schwarzen Meer, hatte sie verstoßen, weil sie ihm nur tote Kinder geboren hatte. Sie sollte erst gesunde Kinder gebären können, wenn sie fünfmal gelacht hätte. Doch was ihr Hofstaat auch anstellte, die schwermütige Schöne war nicht zum Lachen zu bringen. Bis sie eines Tages in die Zisterne im Keller des nahe gelegenen Wirtshauses zum *Nonnenhof* hoch schwamm und dort, nach anfänglicher Scheu auf beiden Seiten, von den Menschen freundlich aufgenommen wurde, die bald ihre Gegenwart nicht mehr missen mochten. Im Kreis der Familie hatte man bald das Wunder vollbracht und sie viermal zum Lachen gebracht. Nur das verflixte fünfte mal wollte nicht gelingen.

Da erzählte eines abends die älteste Tochter des Nonnenhofwirts die Geschichte von dem Menschen, der versucht hatte, mittels eines Bleilots die Tiefe des Blautopfs auszumessen. Um ihm einen Schabernack zu spielen, hatte eine Zofe der Lau das Bleilot abgeschnitten und eine kindskopfgroße Zwiebel nebst einer Perlenkette daran gehängt. Als der neugierige Zeitgenosse die wundersame Veränderung seines Bleilots bemerkte, soll er den Verstand verloren und nur noch vor sich hingemurmelt haben: *'s leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura, glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei*. Alle machten sich nun einen Spaß daraus, diesen Zungenbrecher möglichst schnell und fehlerfrei herzusagen, was niemand schaffte, auch die allerliebste Lau nicht, worauf sie in fröhliches Gelächter ausbrach. Es war das fünfte, erlösende Lachen. Sogleich rauschte der alte Donaunix mit großem Gefolge heran und holte seine Gattin zurück ins Schwarze Meer, wo sie ihm in der Folge viele gesunde Kinder gebar.

Heute besuchen vielleicht manchmal ein paar junge Nixlein den ehemaligen Verbannungsort ihrer Urgroßmutter und schauen aus der Tiefe des Quelltopfs mit leuchtenden blauen oder grünen Augen zum Himmel empor - und machen, dass das Wasser je nach Blickwinkel strahlend blau bis leuchtend türkis vor uns liegt. Da es die ganze Zeit regnet, verändern sich die Farben ständig. Wir genießen die Einsamkeit und Stille, nur der Regen tropfe leise und stetig auf den Schirm. An der etwas verwittert aussehenden Steinskulptur der schönen Lau vorbei gehen wir zur alten Hammerschmiede, deren Wasserrad immer noch von der Blau angetrieben wird und vermittelt klatschender Treibriemen eine Mechanik aus knarrenden, hölzernen Zahnrädern in Bewegung setzt, deren genial einfache Konstruktion in Verbindung mit dem Lärm, den die niedersausenden Schmiedehämmer und der riesige Blasebalg verursachen, uns tief beeindruckt. Gerade als wir uns zum Gehen wenden, entladen drei vollbesetzte Reisebusse ihre Menschenfracht, die sich in Dreierreihen um den Blautopf verteilt. Wir haben Glück gehabt und hatten zehn Minuten ganz allein bei der schönen Lau verbringen dürfen...

Unweit des Marktes kehren wir im Gasthaus Zum Rad ein, wo uns eine freundliche Wirtin Maultaschen und Bratwürste serviert, nebst einem Ulmer Bier, dass so herrlich sahnig schmeckt, dass man zum Biertrinker werden könnte. Während des Essens können wir in der Glotze verfolgen, wie unser grüner Außenminister, auf Truppenbesuch in Mazedonien weilend, ganz staatsmännisch die Dackelfalten auf seiner Stirn in jede vorhandene Kamera hängt. Hinter uns unterhält sich ein türkisch aussehender Gast mit einem Einheimischen und der Wirtin in breitem Schwäbisch.

Während unseres Aufenthalts in der Gaststätte glänzte hinter den Butzenscheiben die Sonne. Kaum sind wir auf der Straße, fängt es wieder an zu nieseln. Wir retten uns ins nahe gelegene Urgeschichtliche Museum. Das gibt einen guten Überblick über die prähistorischen Funde, die man in den reichlich vorhandenen Höhlen der Umgebung gemacht hat. Interessant ist eine Sonderausstellung über den Höhlenbären, wo wir etwas über ein für die Forschung wichtiges, uns bis jetzt unbekanntes, witziges Detail erfahren, den sogenannten *Bärenschliff*. Den Höhlenforschern waren an engen Durchgängen vom übrigen Fels unterschiedene, glattpolierte Stellen aufgefallen, die man sich nicht erklären konnte, bis einer die Hypothese aufstellte, dass die Tiere, immer wenn sie an dieser Stelle vorüberkamen, mit dem Fell am Felsen entlang streichen mußten und ihn so in Jahrtausenden glatt schliffen. Am Ausgang hat man deshalb einen rauhen Stein aufgestellt, den jeder Besucher streicheln soll, damit vielleicht einmal ein *Menschenschliff* entstehe...

Köhler war im Jahre 1790 natürlich auch durch Blaubeuren gekommen. Er beschreibt die Steige, die ins Tal hinab führt, die *ist zwar chaussirt, doch ziemlich jähe, und führt durch einen engen Schlund zwischen ganz rauhen Felsen und Bergen hin, der immer grauenvoller wird, je mehr es in die Tiefe geht*. In der Stadt angekommen regt er sich über das *Rathhaus an der Südseite des kleinen irregelairen (!) Marktplatzes* auf, insbesondere über die *absurdesten Verzierungen, dergleichen drei abscheuliche aus Holz gearbeitete ... Fratzenköpfe sind, die große Bärte haben und hässlich die Zähne bläken*. Leider suchen wir vergeblich nach diesen Verzierungen, die uns bestimmt gefallen hätten. Sie scheinen einer Renovierung zum Opfer gefallen zu sein. Aber er bemerkt auch Positives: *Noch vor 15 Jahren waren die Straßen der Stadt nicht gepflastert, jetzt hat die Stadt einige ordentliche Straßen, in denen nicht so viele Düngerhaufen wie selbst in Tübingen sich befinden...* Wie hätten **wir** doch Blaubeuren idyllisch gefunden, wären die Straßen ungepflastert und Misthaufen vor den Häusern gewesen...

Von der Klosterschule schreibt er, dass *die Zöglinge auch Freyheit haben in die Stadt zu gehen, doch nicht mehr so uneingeschränkte wie vordem, weil sie sie mißbraucht und sich öfters berauscht haben sollen...* Beim Anblick des Hochaltars regt er sich auf, dass *muthwillige Alumnen seine Vergoldungen, so wie andere PrachtVerzierungen im Chor, durch Einkritzeln unzähliger Namen und Reime beflekt haben...!* Andererseits muß er als aufgeklärter Mensch zugeben, dass diese Prachtentfaltung in den Kirchen nicht zuletzt dazu diente, diese für das Volk *so anziehend zu machen, daß es an die schönsten Kirchen so gerne wallfahret und seines Schweißes Früchte den faulen Priestern und Mönchen opfert...*

Frisches Wasser

Nachdem wir ein Stück über die Bundesstraße an den Portland-Zementwerken vorbei gefahren sind, die Blaubeuren den Spitznamen *Zementdörfle* eingetragen haben, biegen wir hinter Schelklingen ab ins idyllische Schmiechtal, wo wir im kleinen Ort Teuringshofen anhalten. Rein zufällig hatten wir beim langsamen Durchfahren der Dorfstraße das kleine Hinweisschild zu dem Gebäude bemerkt, von dem von der Straße aus nur das Dach zu sehen ist, denn es steht ein paar Meter tiefer als das Straßenniveau am Ufer eines Bächleins und ist als technisches Kulturdenkmal ausgewiesen, von dem aus eine einschneidende Veränderung für das Leben auf der Alb ausging. An der Wand des einstöckigen, gut erhaltenen, renovierten Gebäudes verkündet ein Schild:

ALB WASSER VERSORGUNG
8te Gruppe
Justingen, Ingstetten, Hausen
1870

Von dieser Pumpstation wurde im Jahre 1870 das erste frische Wasser auf die Alb gepumpt. Ein offizieller Bericht aus dem Jahre 1912 beschreibt, wie schlimm die Situation noch wenige Jahrzehnte zuvor war: *In früheren Zeiten wurde jeder Tropfen Regenwasser angesammelt und aufgespeichert... die noch allerwärts vorhandenen Hülben oder Hülen reden eine deutliche Sprache... in trockenen Zeiten versagten jedoch meist auch diese. Besonders schlimm war es um die Gemeinden in Brandfällen bestellt. Der in den gleichzeitig als Feuersee dienenden Hülen aufgespeicherte Vorrat war in kurzer Zeit verbraucht...*

Drastischer noch schildert Köhler die Verhältnisse im Jahre 1790: *Wenn auch den übrigen Dörfern der Alb ihre Wasserbehältnisse nicht ganz vertrocknen, so wird doch das Wasser darinn so durch Sonnenhitze verdorben und mit einer Haut von Insecten und aus der Fäulniß entstehenden Pflanzen überzogen, daß es einem Thalbewohner dafür wie vor Sümpfen ekeln muß; und doch leben die Alp-Menschen oft gesünder als andere und auch ihrem Viehe schadt es im geringsten nichts, und es ist so sehr an diß stehende Wasser gewöhnt, daß manche Kühe und Ochsen kein helles und frisches mehr saufen mögen, wenn sie zu wählen haben.* Der letzte Satz dürfte übertrieben sein und konnte wohl nur von einem geschrieben werden, der diese Brühe, die nicht nur Regenwasser mit Pflanzeneinlage, sondern auch ein gerüttelt Maß Gülle enthielt und in der es von Krankheitskeimen nur so wimmeln mußte, nie hatte trinken müssen. Andererseits: Vielleicht entwickelte man unter diesen Bedingungen auch Abwehrkräfte, wie man es sich in unseren überhygienischen Zeiten gar nicht mehr vorzustellen vermag. Wie dem auch sei, wir hätten gern auf ein paar Kirchenbesuche verzichtet, wenn wir heute die Möglichkeit gehabt hätten, das Innere des Gebäudes zu besichtigen. Leider können wir nur, auf Zehenspitzen stehend und uns mit den Haaren in Spinnweben verfangend, einen Blick durch die fast blinden Scheiben werfen, wo die unter einer dicken Schicht schwarzer Ölfarbe konservierten Maschinen einen gar nicht märchenhaften Dornröschenschlaf schlafen. Eine halbe Stunde später fahren wir genau die Steige hoch auf die Alb, über die, ehe die Pumpstation ihre Arbeit aufnahm, die Bauern ihre Ochsenkarren, mit ein paar Fässern Frischwasser beladen, hoch gequält hatten.

Darf der Mensch in eine Höhle pinkeln?

Vormittags waren wir hoch auf die Schopflocher Alb gefahren. Wir parkten beim Otto-Hoffmeister-Haus, einem Restaurationsbetrieb, vor dem eine Gruppe von Leuten mit

Kniebundhosen herumstand. Wir befürchteten schon das Schlimmste, doch sie verschwanden alle in der Kneipe, und das Schopflocher Torfmoor gehörte uns ganz allein. Wir guckten uns die Augen aus dem Kopf, doch etwas, das wie Moor aussah, konnten wir nicht entdecken. Aber wir grämten uns nicht weiter und machten einen erholsamen Spaziergang durch das ausgedehnte Naturschutzgebiet, das aus nichts als Feld und Wald und Wiese unter einem blaßblauen Spätsommerhimmel bestand, über den weiße Federwölkchen zogen. Bei dem anschließenden halbherzigen Versuch, mit dem Auto zum Randecker Maar zu gelangen, verirrten wir uns so gründlich, dass wir erst unmittelbar vor dem Schild, das eine 17-prozentige Gefällstrecke ankündigte, zur Besinnung kamen, stoppten, auf einem Feldweg wendeten und zum Platz zurückfuhren. Vorher hatten wir in Wiesensteig noch kurz in die Fleischboutique des Metzgers rein geschaut, wo wir etwas Schnelles für die Pfanne kauften und uns nebenbei nach dem Preis für Schweinegehacktes erkundigten: 14 Mark das Kilo. Also liegt der Gruibinger Metzger mit seinem Preis durchaus im ortsüblichen Bereich. Auch wenn er noch das Datum mit draufgeschlagen hatte.

Am frühen Nachmittag machen wir uns auf zur Schertelshöhle. Das Sträßchen auf dem 850 Meter hohen Westenberg oberhalb Wiesensteigs schlängelt sich über ein Hochplateau, wo nur eine einsame alte Linde vor dem gewaltigen Horizont steht. Vom Parkplatz am Waldrand führt ein steiler Fußweg hinunter zum Eingang der Höhle. Da mangels Besucherandrang heute keine Führungen stattfinden, bekommen wir einen Plan der Höhle und ein kleines Taschenlämpchen (für Notfälle), mit dem man noch nicht mal das Haustürschlüsselloch finden würde, in die Hand gedrückt und werden durch eine Eisentür über eine steile Treppe in die Unterwelt entlassen. Da hängen die Titen von der tropfenden Decke und die Miten wachsen ihnen sehnsüchtig seit Jahrmillionen entgegen. Heute dürfen wir, da nicht unter Kuratel, ihre feuchten Rundungen streicheln. Ich erlaube mir sogar, von dem unaufhörlichen Gesickere um mich herum animiert, verstohlen in eine dunkle Ecke zu pinkeln. Das mußten die Riesen und Zwerge und Wollnashörner und Bären und Säbelzahn tiger, was weiß ich, wer sich in diesen Gängen sonst noch alles rumgetrieben hat, schließlich auch, ohne dass die Titen gleich von der Decke gefallen wären.

Da wir einmal in der Gegend sind, steigen wir noch einen *wirklich* steilen Pfad, der zum Glück durch Treppenstufen strukturiert und durch ein wackliges Gelände gesichert ist, in ein Tälchen hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf, wo sich das große schwarze Maul vom "Steinernen Haus" vor uns auftut, eine zwar erforschte aber nicht domestizierte Höhle, in der die Nonnen des nahegelegenen Wiesensteiger Klosters vor der plündernden Soldateska des 30-jährigen Kriegs Zuflucht gesucht haben sollen und deren schwarzen Schlund wir ohne Bedauern den Fledermäusen als Winterquartier überlassen.

Als wir wieder beim Auto angekommen sind, fühlen wir uns ziemlich groggy. Auf dem Platz fängt es an zu regnen. Während wir im Auto sitzen, würzigen Grünfelder Käse essen und uns einen Trollinger leisten, haben wir beide das Gefühl, entweder einen Sonnenbrand im Gesicht zu haben oder kurz vor einem Schlaganfall zu stehen, so rote Köpfe haben wir. Wir nehmen an, dass uns das Reizklima und das ständige Rauf und Runter, aus dem diese Landschaft besteht, zu schaffen macht.

Der jüdische Friedhof von Buttenhausen

Buttenhausen ist ein kleines, graues Dorf im Tal der Lauter. Hier war im Jahre 1787 vom Ortsherrn, dem Freiherrn von Liebenstein, 25 jüdischen Familien der sogenannte *Judenschutzbrief* ausgestellt worden, der ihnen erlaubte, sich in Buttenhausen niederzulassen. Auch Köhler, der 1790 drei Wegstunden weiter nördlich, wo das Lautertal beginnt, vorbeigekommen war, hatte davon gehört, dass *diß Pfarrdorf unter seinen Einwohnern mehrere Judenfamilien* hatte. Das war ihm deshalb der Erwähnung wert, weil *ihm ein Grundgesez des Landes bekindt ist, das alle Duldung der Juden im Lande verbietet...*

Nicht nur Menschenfreundlichkeit hatte den Freiherrn dazu bewogen, den Juden das Recht einzuräumen, mit Vieh und Getreide zu handeln oder als Handwerker und Geldwechsler tätig zu sein, auch der üppige Nebenverdienst durch Abgaben und Sondersteuern, die sie für ihr Wohnrecht an den Ortsherrn zahlen mußten, spielte eine Rolle. Im Verlauf mehrerer Generationen entwickelte sich ein blühendes Gemeinwesen, in dem Juden und Christen friedlich zusammen lebten. 1801 zählte man neben 226 christlichen Einwohnern 140 Juden, 1827 waren 47 Hausbesitzer jüdischen und 42 christlichen Glaubens. Im Jahre 1870 gab es 442 jüdische und 392 christliche Einwohner. 1925 lag der jüdische Einwohneranteil bei 20 Prozent, der 60 Prozent des Steueraufkommens erwirtschaftete...

Als im November 1938 in ganz Deutschland die Synagogen brannten, brannte auch die in Buttenhausen. Doch die örtliche Feuerwehr löschte den Brand. Erst am nächsten Morgen wurde sie von aus Münsingen herbeigeeilten SA-Horden, die den Bürgermeister Hirle, der sich ihnen mit gezogener Pistole entgegenstellte, auf dem Rathaus festsetzten, erneut angezündet und die Feuerwehr mit Gewalt am Löschen gehindert. 1941 gab es noch 31 Juden in Buttenhausen. Ab 1944 keine mehr.

Am ehemaligen Mikve, dem Frauenbad vorbei gehen wir die steile Straße zum alten jüdischen Friedhof hoch. Wir kommen nach ein paar Schritten an der Stelle vorbei, wo die Synagoge stand. Vor dem Panorama einer ausgedehnten Wacholderheide auf der anderen Talseite steht ein Stein, in den ein siebenarmiger Leuchter und ein Davidstern eingemeißelt sind. Eine Gedenktafel klärt darüber auf, was hier geschah.

Bei den letzten Häusern geht die Straße in einen steinigen Feldweg über, der nach ein paar hundert Metern an der Pforte des Friedhofs endet. Während unseres Aufstiegs, vorbei an den blitzenden Einfamilienhäuschen, hatten wir versucht uns vorzustellen, wie schwer die Särge ihren Trägern damals geworden sein mußten. Das an einem steilen Hang inmitten alter Bäume gelegene Gelände ist unaufdringlich gepflegt. Die teilweise reich verzierten alten Grabsteine sind fast ausschließlich mit hebräischen Schriftzeichen bedeckt. Manchmal entdecken wir ein paar deutsche Worte, so auf dem Sockel eines Steins aus dem Jahre 1919:

Laßt sie ruhn nach kurzem Ringen
In der Erde kühlem Schoß
Nur ihr Geist kont frei und groß
Aufwärtz sich zum Äther schwingen

Auf dem Stein einer 1925 gestorbenen Frau lesen wir, dass ihr Sohn Moritz 1917 in Frankreich gefallen ist... Die letzten zehn Gräber, ganz oben am Hang, bestehen aus einheitlichen flachen Zementblöcken. Die darunter liegen, waren alle jenseits der Achtzig als sie in den Jahren zwischen 1932 und 1943 starben. Danach gab es keine

mehr, die *hier* hätten bestattet werden können. Einige wenige hatten noch emigrieren können, die anderen waren in Hitlers KZs umgebracht worden. An diese erinnert ein Kreis in die Erde gesteckter, einseitig geschwärzter Holzlatten mit je einem Namen darauf. Auf fast jeder Latte liegt ein kleiner Stein. Ein jüdischer Brauch, der bedeutet: es ist jemand hier gewesen und hat an euch gedacht. Auch wir legen, da wo eine heruntergefallen ist, eine Blume aus Stein nieder.

Am Hang auf der anderen Talseite sieht man auf gleicher Höhe den christlichen Friedhof liegen. Wenn auch räumlich getrennt, hatte man sich doch immer im Blick gehabt - auf gleicher Augenhöhe...

Bei der Ehrenfelseenixe

Durchs idyllische Lautertal fahren wir weiter in Richtung Zwiefalten. Wieder eine dieser Landschaften, wo man aussteigen und wandern möchte. Kurz vor Zwiefalten folgen wir dem Hinweisschild zur Friedrichshöhle, besser als Wimsener Höhle bekannt. Wir stehen in einem engen Tal, durch das munter die Lauter über ein Wehr plätschert, das zu einer alten Mühle, die jetzt ein Restaurant ist, gehört. Bis zur nächsten Führung haben wir noch eine knappe halbe Stunde Zeit. Wir gehen ein paar Schritte entlang des Bächleins im Schatten der zusammengewachsenen Kronen alter Buchen, die nur spärlich das Tageslicht durchlassen. Es ist grün und feucht, die Forellen stehen bunt schillernd und groß wie Karpfen in der Strömung hinterm Wehr, und wir meinen, uns in einem Schubert-Lied zu befinden.

Vorm Eingang der Höhle wartet ein Nachen auf uns mit einem ca. 40-jährigen langhaarigen Gondoliere, der große silberne Gehänge in den Ohren trägt. Hoffentlich singt er nicht, der schwäbische Späthippie. An den Höhlenwänden sich abstoßend, steuert er den Nachen geschickt übers mild glucksende Wasser und schwäbelt uns dabei mit Geschichten voll, die alle irgendwie mit der Höhle zu tun haben müssen. Immerhin haben wir so viel verstanden: In der Höhle entspringt ein kleiner Fluß, die Zwiefalter Ach. Deshalb führt die Höhle ständig Wasser und kann nur bis zu einer Tiefe von 70 Metern befahren werden. Der unterirdische Teil des Höhlensystems, der durch einen Erdeinbruch teilweise trockengefallen war, konnte bisher etwa einen Kilometer weit durchtaucht werden...

Auf einer Ansichtskarte hatten wir das Foto einer steinernen Seenixe im leider unzugänglichen Teil der Höhle gesehen. Es ist der Torso eines üppig aus dem Felsgestein hervorquellenden Weibs mit langen lockigen Haaren. Wir wollen näheres über die *Ehrenfelseenixe* erfahren, bekommen auch freundliche Auskunft, aber leider ist unsere Kenntnis der Schwäbischen Sprache immer noch sehr mangelhaft. Nur soviel können wir uns zusammenreimen: Die Höhlenforscher haben etwas vollendet, was die Natur vorgeformt hat...

Auf dem Rückweg machen wir einen kurzen Abstecher nach Zwiefalten mit seiner Klosterkirche Zur Lieben Frau, wo wir unsere Augen mit einer Farbogie aus Hellrosa, Weiß und Gold mit einem kontrapunktischen Blau darin verwöhnen. Als architektonische Laien nehmen wir zwar nur den Gesamteindruck wahr, aber der ist überwältigend. Läßt man die religiöse Thematik beiseite, bietet sich ein Bild vollendeter Harmonie. Die Kirche ist, obwohl das Kloster säkularisiert wurde und heute das Psychiatrische Landeskrankenhaus beherbergt, immer noch eine Kultstätte der Marienverehrung. Christusbildungen kommen nur am Rande vor.

Wir fahren weiter über die Oberschwäbische Barockstraße, die in auch im kleinsten Dorf an einer prächtigen Kirche vorbeiführt. In Riedlingen mit seinem Markt und einigen schönen Fachwerkhäusern trinken wir etwas auf der Terrasse eines Bistros und fahren dann, einen Umweg übers Donautal machend, ohne den Fluß jemals zu Gesicht zu bekommen, weiter bis nach Ehingen und von dort auf der Bundesstraße über Blaubeuren, Feldstetten, Wiesensteig zurück zum Platz in unserem Tal auf der Höhe.

Regen in Schwäbisch Gmünd

Gestern hatte es schon unterwegs zu regnen begonnen, doch auf dem Platz hörte es nach zehn Minuten auf, und wir konnten uns zwei Schnitzel in die Pfanne hauen. Mal tröpfelte es, mal nicht, dann konnten wir aber doch noch von acht bis halb elf vorm Iglu sitzen und dem Schuhu des Uhus lauschen...

Gegen Morgen hören wir, wie der Sturm in den Wäldern braust. Ich stehe kurz nach Sieben auf. Als ich den Reißverschluß des Zeltes öffne, beginnt es zu regnen und hört den ganzen Tag über nicht mehr auf.

Über Göppingen, Lorch fahren wir nach Schwäbisch Gmünd. Wir gehen zum Marktplatz. Köhler würde ihn wohl als *regelair* bezeichnet haben. Fachwerk, ein paar Barockfassaden, ein bißchen Glas und Stahlbeton. Solide, unaufdringliche Mischung. Durch eine hohe Toreinfahrt neben der Touristeninformation gelangen wir auf den Innenhof des Spitals zum Heiligen Geist, in dem sich jetzt ein Altersheim befindet. In der Studentenkneipe *Exlibris* sitzend, blättern wir ein bißchen in dem Informationsmaterial, das wir uns gerade besorgt haben. Hatten wir bis jetzt mit dem Namen des Städtchens verschlafenste schwäbische Provinz assoziiert, so lassen wir uns heute eines besseren belehren: Es gibt Schulen für Gold- und Silberschmiede, eine Pädagogische Hochschule, an der Fachhochschule für Gestaltung werden künftige Designer ausgebildet, die University of Maryland, USA, hat hier ihre einzige Außenstelle in Übersee...

In der Johanniskirche, einer romanischen Basilika am anderen Ende des Marktplatzes, hat man im linken Seitenschiff die Original-Wasserspeier vom nahegelegenen Heilig-Kreuz-Münster ausgestellt. Das ist ein wahres Gruselkabinett von Dämonen und Hexen aus grauem, teilweise arg verwitterten Kalkstein. Die Hexen, die manchmal auf einem Besen reiten, haben sogar Brüste. Bei manchen tierischen Fabelwesen sind die Geschlechtsteile angedeutet. Die allseits aufgerissenen Münder oder Mäuler geben den Figuren eine eigenartige Dramatik, denn hier unten, wo sie nicht mehr Wasser speien müssen, wirken sie wie zum Schrei aufgerissen. In diesen Skulpturen, die ganz profanen Zwecken dienten und in einer Höhe angebracht waren, wo Details mit bloßem Auge nicht mehr erkennbar sind, haben die Steinmetze ihre gar nicht christlichen Fantasien ausleben können.

In der Nähe des Eingangs verkauft eine freundliche ältere Dame Postkarten und Prospekte. Sie beantwortet unsere Fragen in einem Deutsch mit hartem, rollenden R. Wir erfahren, dass es viele Tschechien-Deutsche (sie meint wohl Sudentendeutsche) in Schwäbisch-Gmünd gibt. Brünn ist Partnerstadt.

Ein paar Schritte weiter das Heilig-Kreuz-Münster, das außen eine Baustelle ist, da die erwähnten Wasserspeier erneuert werden, diesmal aus Muschelkalk, der haltbarer sein soll, als der normale Kalkstein. Im Inneren finden wir Barockes, viel Holzgeschnitztes und ein paar schöne Glasfenster. Auf Knopfdruck kann man architektonische Details mit einem Spot ausleuchten, u.a. hat sich auf der Orgelempore der berühmte Baumeister Parler mit seiner kotzenden (!) Frau an der Seite verewigt...

Da es weiterhin kleine Hunde regnet, gehen wir nur ein paar Schritte weiter zum Prediger, dem ehemaligen Kapuzinerkloster, in dem sich heute das Museum für Natur & Stadtkultur befindet. Das versucht, einen großen Bogen von den Funden auf dem Boden des Jura-Meers vor 170 Millionen Jahren bis zur Gegenwart zu spannen. Da hat ein deutscher Professor 1953 eine systematische Einteilung der Lebensspuren auf dem Grund des Urmeers erfunden. Da erfahren wir von Ruhespuren, Liegespuren, Spreitenbauten, Freißpuren, Weidespuren, Stoffwechselfspuren (verursacht von Koprolithen, weniger fürnehm: von fossilen Scheißhäufchen), Kriechspuren, Wühlgefüge, Rippelmarken, Oszillationsrippeln, Strömungs- oder Fließrippeln, Kreuzrippeln, Kleinrippeln, Großrippeln...

Als wir bei den *Vendobionten* im obersten Stockwerk angelangt sind, werfen wir einen sehnsüchtigen Blick aus dem Fenster und erfreuen uns einen Augenblick am Anblick der Wassermassen, die sich in Kaskaden über's schräge Blechdach in die schäumende Dachrinne stürzen... Wir streifen noch ein bißchen durch die staufische Geschichte der Stadt, sehen eine wunderbare anonyme Kopie von Hans Baldung Griens *Das Frauenbad*, betrachten sehr interessiert (KB zumindest) eine Sammlung erotischer Elfenbeinminiaturen und landen schließlich am Ende unseres Rundgangs bei dem einheimischen Maler Peter Jakob Schober, dessen Bilder uns gut gefallen. *Das Mädchen aus der Rue St. Paul* könnte von Manet stammen. Jetzt ist der Kopf so voll, dass die Augen nichts mehr wahrnehmen wollen und die Füße immer schwerer werden. Es hat sich gelohnt, aber nun brauchen wir einen bequemen Stuhl und einen Kaffee. Oder ein Bier. Als wir ins Freie treten, sind die Geschäfte geschlossen, die Gassen verlassen, und es regnet. Auf der Suche nach einer Kneipe schauen wir noch kurz in die barocke Franziskanerkirche, wo der Organist, der sich unbelauscht wähnt, gerade flotte Weisen improvisiert und landen schließlich in *Carstens Schlupfloch*, einem netten kleinen Bistro, wo offensichtlich die Ohrring-Szene Schwäbisch Gmünds verkehrt und wo wir uns von den 170 Millionen Jahren Geschichte unter- und oberhalb der Meeresoberfläche erholen.

Als wir wieder beim Auto angelangt sind stellen wir fest, dass es aussieht, als sei es durch die Waschanlage gefahren worden... Da wir noch die Salvator-Kapelle etwas außerhalb der Stadt heimsuchen wollen, biegen wir in eine Straße ein, die laut Plan dort hinführen müsste und landen in einer Sackgasse... Kurz nach dem Start hatte die Batterieanzeige geblinkt, was sie, in unregelmäßigen Abständen, nun immer öfter tut. Als RR auch noch einfällt, dass sie letzte Nacht davon geträumt hatte, dass die Batterieanzeige blinkt, verzichten wir weise auf die weitere Suche nach der Salvator-Kapelle, zumal wir bei diesem Wetter den Weg eh nicht gefunden hätten. Die Batterieanzeige scheint sich beruhigt zu haben, doch als wir kurz vor Lorch durch eine große Pfütze fahren, blinkt sie wieder heftig und wir halten am Ortsausgang vor der Garageneinfahrt eines Einfamilienhauses, rufen den ADAC an und preisen die Erfindung des Mobiltelefons.

Eine knappe Stunde sitzen wir in unserer Blechkiste und betrachten stoisch die Wassermassen, die rings um uns niederrauschen. Ignorieren tapfer die Blicke, die, verborgen hinter den Gardinen der Reihenhausfenster, Löcher in die Karosserie brennen möchten. Zum Glück stehen da die Twin Towers in New York noch, sonst wären wohl die Grünen vor dem Gelben dagewesen. Der ADAC-Engel, der gleich mit dem großen Abschleppwagen gekommen ist, stellt folgende Diagnose: Der Keilriemen hat sich gelockert, weil der Halter der Lichtmaschine ziemlich im Eimer ist. Nur mit einem Schraubenzieher und einem Vierkantschlüssel, den ich dankenswerterweise festhalten darf, versucht er den Keilriemen zu straffen. Wir wissen, es ist eine Notoperation, doch sie gelingt. Er legt uns noch nahe "in nächster Zeit" eine Werkstatt aufzusuchen, und wir schaffen es ohne Probleme zurück zum Platz.

Dort ist es auch nicht gerade trocken. Um uns Schupfnudeln mit Gulaschsuppe in den Topf hauen zu können, müssen wir von den gerade abwesenden Nachbarn Holzbretter entleihen, die wir als Behelfsbrücken über die Bächlein legen, die zwischen Esszimmer und Küche gurgeln. Unten in der Kneipe ist schwer was los. Wir hören Autotüren knallen, unter Regenschirmen hasten feierliche Anzüge und Stöckel die zum munteren Bächlein gewordene Auffahrt hoch, der große Saal füllt sich. Unsere Neugier ist erst befriedigt, als wir sehen und hören, wie Berge von Keramik, Glas und Porzellan, darunter eine ganze Kloschüssel, auf dem Plattenweg vor der Kneipe lautstark scheppernd entsorgt werden: Polterabend!

Ehe es ganz dunkel wird, kommt noch ein älteres Weiblein die Steige hochgekeucht und klopft erst schüchtern, dann energischer an die hölzerne Zeltverkleidung der Nachbarn. Kopfschüttelnd vor sich hin brabbelnd geht sie wieder runter zur Kneipe. Wir sitzen hinter unserem Regenvorhang und voyören ungeniert.

Wandertag

Der Winkelbach, der die ganze Zeit über ein kleines Rinnsal war, ist zu einem Flüsschen geworden, das, zum Glück zu weit entfernt, um uns wegschwemmen zu können, unterhalb unseres Zeltplatzes dahinrauscht. Wir können einigermaßen trocken fühlstücken bis gegen 10:00 Uhr wieder Regen einsetzt. Das Auto darf sich ausruhen. Heute ist Wandertag. Wir wollen auf den Bossler, den Hausberg Gruibingens. Auf dem einsamen Waldweg, der in sanften Serpentina nach oben führt, werden wir immer wieder von Autos überholt, die vollgepackt sind mit Jugendlichen. Wir wundern uns, bis wir an einem Baum einen Zettel entdecken, der uns aufklärt, dass heute auf dem Berg ein Volleyball-Turnier stattfindet. Nach einer Stunde haben wir die Schutzhütte und das *Wiesle* auf 700 Metern Höhe erreicht, wo die jungen Leute hinter den Bällen herhechten.

Nach einer weiteren Viertelstunde sind wir weit und breit die einzigen Menschen, die durch eine tolkiensche Auenlandschaft wandern. Der Himmel ist so hoch, dass wir ihm seine Undichte vergeben. Erst, als wir fast bis zum Schwarzwald hin das Schwabenland wie in einer Spielzeugkiste vor uns liegen sehen, wird uns klar, dass wir über 800 Meter hoch sind.

Bei den „Jahrhundertsteinen“ werden wir daran erinnert, in welcher Welt wir leben. Drei aufrecht stehende Felsplatten aus Jura-Kalkstein bilden einen begehbaren Raum, eine Metapher für den *Zeitraum* des 20. Jahrhunderts. Auf die bearbeiteten Flächen hat der Bildhauer ca. hundert Worte, Begriffe, Ideen, die das Jahrhundert

geprägt haben, eingemeißelt, wie zum Beispiel: BETON, ARBEITSLOSIGKEIT, KOMMUNISMUS, FASCHISMUS, PSYCHOANALYSE, HOLOCAUST, usw. Vor dem grandiosen Panorama der Landschaft, über die man nur den Wind pfeifen hört, dröhnen manche Worte wie ein Paukenschlag.

Unweit eines Naturfreundehauses verzehren wir unsere Stullen und genießen den Blick ins Tal. Es hört zwar auf zu regnen, doch die Temperaturen sind winterlich, um acht Uhr morgens hatten wir 5 Grad gemessen, und wir bedauern, keine Handschuhe dabei zu haben. Um wieder warm zu werden, machen wir uns an den Abstieg auf einem Weg, der hart am Rande des Traufs entlang führt. Unten müsste laut Karte Bad Boll liegen. Mit Buchen bewachsene Abhänge führen steil in die Tiefe, aus der wir das dezente Rauschen der Autobahn hören. Als es drauf ankommt, hört die Kennzeichnung des Wanderwegs auf. Wir müssen uns zwischen zwei Wegen entscheiden und nehmen den, der nach unten führt, was uns offensichtlich einen Abzweig verpassen lässt, denn wir kommen leider nicht am Anfang des Rundwanderwegs raus. Zwar schaffen wir es, ins Tal zu gelangen, das Dorf heißt auch Gruibingen, doch sind wir - die Leistungsfähigkeit unserer Füße als Maßstab genommen - am falschen Ende des Dorfes, und die Straße ist verdammt lang und auch noch eine Baustelle.

So kämpfen wir uns also gottergeben durch Sand- und Kieswüsten, balancieren auf schwankenden Brettern über Entwässerungsgräben und verfluchen bald die Sonne, die jetzt, da wir sie nicht brauchen können, hervorkommt. Hätten wir vorher gewußt, wie abenteuerlich die Landschaft hier unten ist, wären wir gar nicht erst auf den Berg gelatscht. So müssen wir aber durch, und die Zunge hängt immer länger aus dem Hals. Wie meistens haben wir auch heute Glück im Unglück: die bloße Vorstellung, dass wir an einem Werktag diesen heute in sonntäglicher Ruhe geparkten, unhandlichen, lärmenden Baumaschinen hätten begegnen müssen, läßt uns noch ein bißchen zusätzlichen Angstschweiß auf die Stirn treten.

Nachdem wir den langgezogenen Abenteuerspielplatz hinter uns haben, müssen wir noch diagonal über den Hügel durch eine Reihenhaussiedlung, die so idyllisch ist, dass wir uns wieder zur Baustelle zurücksehnen. Als wir unser Iglu erreicht haben, stellen wir fest, dass wir 4 Stunden unterwegs waren. Wir können noch eine Viertelstunde die Sonne genießen und etwas zu essen machen. Dann fängt es wieder an zu regnen. Wir sitzen im Auto und trinken Glühwein, damit die Hände warm werden. Ein tiefsinniges Gespräch über die Vorzüge und Nachteile von Urlaub am Meer oder in den Bergen führt zum Ergebnis, dass wir jetzt lieber am Meer wären. RR notiert ihre Wanderbekleidung: Unterhemd, zwei Pullover, blaue Winterjacke, Halstuch, zwei Hosen übereinander, Wollsocken, rote Stiefel... Na ja, so lange es nicht schneit...

Regen, Regen...

Als erstes waren wir morgens in die Werkstatt nach Gruibingen gefahren. Anzumerken ist, dass es eine Werkstatt direkt an der Hauptstraße gab, die uns im Vorbeifahren schon früher aufgefallen war. Vorsichtshalber hatten wir aber den Platzwart gefragt, ob er uns die Werkstatt empfehlen könne. Er riet ab und beschrieb uns eine zweite Werkstatt in einer Seitenstraße, die besser und billiger wäre. Der dortige Juniorchef schaute sich die Sache an und meinte, er müsse die Halterung erst besorgen. Wir sollten morgen anrufen. Er meinte auch, wir könnten ruhig noch damit rumfahren. Also fahren wir jetzt durchs Filstal ins nicht weit entfernte

Geislingen. Zum ersten mal müssen wir nicht über einen Berg oder in ein Tal hinab, um irgendwo hin zu kommen, dafür regnet es ununterbrochen. Was Geislingen nicht gerade attraktiv macht, zumal auch noch ein eisiger Wind durch die Gassen fegt. Trotzdem schauen wir uns tapfer die *mehrstöckigen, vorkragenden Fachwerkhäuser mit ihren geschweiften alemannischen Verplattungen* an. Da wir durchgefroren sind, die zwei Kneipen, an denen wir vorbei kommen, einen trostlosen Eindruck machen und die evangelische Stadtkirche geschlossen ist, flüchten wir zurück zum Auto, wo wir erst mal volle Pulle die Heizung aufdrehen.

Auf dem Rückweg halten wir kurz in Bad Überkingen. Dort haben wie üblich, wenn wir kommen und Hunger haben, alle Kneipen Ruhetag. Die einzige geöffnete Futterstelle, das Golfhotel, wollen wir uns nicht antun. Wir fahren also weiter durch die schöne Auenlandschaft nach Deggingen, wo wir auf dem Hügel eine weiße Wallfahrtskirche entdecken, die nennt sich Ave Maria und ist ein Schmuckstück des Spätbarock. Hinter dem zur Kirche gehörenden Kapuzinerkloster bewundern wir eine Nachbildung der Lourdes-Grotte in all ihrer Scheußlichkeit. Über einen abenteuerlich steilen Weg, der zum Glück teilweise treppenförmig angelegt ist, steigen wir in den Buchenwald hoch, vorbei am St. Anna-Brunnen, zur Original Kapelle aus dem 12. Jahrhundert, Alt-Ave genannt. Wir müssen uns in einem Quellgebiet befinden, denn es rauscht und gurgelt und plätschert um uns her, dass man alle hundert Meter Harndrang verspürt. Über Alt-Ave läßt sich nichts weiter sagen, als dass sie wirklich betagt und etwas schäbig aussieht und überdies einem armen Rotkehlchen zum Gefängnis geworden ist. Wir können nur hoffen, dass der Liebe Gott nicht anderweitig zu sehr beschäftigt war und dem hektisch herumflatternden Vögelchen doch noch den Weg in die Freiheit gewiesen hat. Der grauenvolle Kitsch, der die "Lourdes-Grotte" und ebenso den St. Anna-Brunnen ziert, läßt darauf schließen, dass hier noch fleißig gewallfahrt wird. Und tatsächlich hängt in einem Glaskasten neben dem Kirchenportal ein Zettel, der die nächste Wallfahrt ankündigt: am 8.10.2001 - von Russland-Deutschen...

Im Gasthaus 'Zum Hirsch' in Deggingen lassen wir uns, umgeben von Eiche rustikal und unter Hirschgeweihen sitzend, von gut bürgerlicher schwäbischer Küche verwöhnen, werfen anschließend einen Blick in die schmuddlige, barocke Hl. Kreuz-Kirche, vor der das Auto geparkt ist und sind am frühen Nachmittag wieder auf dem Platz, wo der Regen aufhört und wir sommerliche Temperaturen um die 12 Grad genießen können, die aber bald wieder auf 5 Grad absinken. Zum Glück sind die Sanitäreanlagen solide gebaut und beheizt. Im Auto heizen wir mit Glühwein und schwören uns, nie wieder ohne Handschuhe loszufahren.

Nine/eleven im Funkloch

Es ist der 11. September 2001. Nach dem Frühstück rufen wir die Werkstatt in Gruibingen an. Morgen früh um neun können wir das Auto vorbeibringen.

Irgendwie haben wir heute das Gefühl, dass die Luft bei uns raus ist, außerdem geht uns das Wetter ganz schön auf den Keks. Wir merken auch, daß wir es satt haben, erst endlose Serpentinafen hoch oder runter fahren zu müssen, um irgendwo hin zu kommen, deshalb wählen wir den Hohenstauffen, einen der drei Kaiserberge, zum heutigen Ausflugsziel, da er auf dem gleichen topografischen Level liegt wie Gruibingen. Nachdem wir im Dorf Hohenstauffen das Auto geparkt haben, steigen wir den ziemlich steilen Weg zum Gipfelplateau hoch, wo die Grundmauern der

ehemaligen stauffischen Stammburg, auf der der Staufferkaiser Barbarossa einmal wenigstens besuchsweise geweiht haben soll und die 1525 von aufständischen Bauern geschleift wurde, noch zu erkennen sind. Obwohl man nach drei Seiten einen weiten Blick übers Land hat, wissen wir nicht so genau, was wir hier sollen, denn das Land ist grau und die Welt ist kalt. Deshalb fahren wir bald zurück nach Deggingen, wo wir einen Supermarkt finden, in dem wir einkaufen. Gegen drei sind wir wieder auf dem Platz, wo uns in unseren Winterklamotten nicht mehr so kalt wäre, wenn wir nur Handschuhe hätten...

Um kurz nach sieben hören wir, wie jeden Abend, die Mailbox ab. Um 18:30 hat Zarina eine Nachricht aufs Band gesprochen, erzählt etwas von New York. Eine halbe Stunde später eine Nachricht von einer aufgeregten Sarah, die auch etwas von New York erzählt. Sie hätte uns unbedingt anrufen müssen und hofft, dass wir gut zurück kommen. Wir gucken uns ratlos an. Schließlich gehen wir runter zur Telefonzelle, denn der Handyempfang ist hier sehr mies, rufen Sarah an und erfahren, was sich in New York ereignet hat, und dass man in Frankfurt gerade dabei ist, den Messeturm zu evakuieren...

Da der Radioempfang hier im Tal sehr schlecht ist und wir auch unterwegs nie einen gescheiten Sender reinbekamen, hatten wir es aufgegeben, Radio zu hören. Jetzt stürzen wir aber doch zum Auto, kramen das uralte Transistorgerät, das uns auf unseren Reisen immer begleitet, hervor, und es gelingt uns tatsächlich, ein paar Sender herein zu bekommen, so dass wir uns allmählich ein Bild von dem machen können, was in New York heute passiert ist. Eigentlich hatten wir erst am Freitag fahren wollen, doch gegen 9 Uhr, als wir das Ausmaß der Ereignisse zu ahnen beginnen, beschließen wir, dass - nicht zuletzt auch wegen des scheußlichen Wetters - unsere Reise zu Ende ist. Wir rufen Sarah an und teilen ihr mit, dass wir morgen nach Hause kommen.

Ratlos in Rothenburg

Um 9 Uhr fahren wir das Auto in die Werkstatt. Wir reden ein bißchen über die augenblickliche Weltlage und sind uns einig, dass Gruibingen zur Zeit der sicherste Ort auf der Welt ist. Der Chef meint, in einer Stunde könnten wir das Auto abholen. Wir laufen zurück zum Platz und kaufen beim Edeka, was es an Zeitungen gibt. Das ist nicht viel. Ein Provinzblättchen und die Zeitung mit den vier großen Buchstaben. Da sehen wir die Bilder, die wir sowieso schon im Kopf haben und lesen von großer Ratlosigkeit. Auf dem Platz sitzen wir ein bißchen im Regen herum und können schließlich um halb Elf das reparierte Auto abholen. Wir bauen das Zelt ab und brechen gegen Mittag im strömenden Regen auf in Richtung Frankfurt.

Bei Heidenheim fahren wir auf die Autobahn. Wir haben uns vorgenommen, da es am Wege liegt, dem berühmten Rothenburg ob. der Tauber noch einen kurzen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Wer weiß, wann wir nochmal in die Gegend kommen und ob es dann noch steht. Die Welt ist etwas aus den Fugen geraten, da seien solche irrationalen Gedanken gestattet. Rothenburg im Dauerregen und abseits des touristischen Trampelpfads ist dann wirklich sehr reizvoll. Wir lassen Fachwerk Fachwerk sein und konzentrieren uns fast ausschließlich auf die Riemenschneider-Altäre, die wir zum ersten mal im Original sehen und die uns für lange Augenblicke die aktuelle Weltlage vergessen lassen, an die wir dann aber immer wieder durch an den Kirchenportalen hängende, hektografierte Zettel, die von Trauer und Solidarität

mit Amerika reden, erinnert werden. Nachdem wir einen Zwiebelkuchen gegessen und unter vielen bunten Postkarten eine in schwarz-weiß gefunden haben, die einen Blick vom Faulturm auf die Stadt zeigt, wie sie aussah, nachdem sie noch kurz vor Kriegsende von den Alliierten bombardiert worden war, fahren wir auf der Romantischen Straße durchs liebe Taubertal weiter in Richtung Norden. Unterwegs hört es auf zu regnen, und die Septembersonne schickt ein paar milde Strahlen übers Land. Ein paar Stunden später sehen wir erleichtert von der Autobahn aus am Horizont die unversehrte Skyline Frankfurts auftauchen...

© *Klaus Bölling, Frankfurt*